Nachtstücke

herausgegeben

von

dem Verfasser der Fantasiestücke

in Callots Manier.

Hoffmann
Nachtstücke
1.2

Erster Theil.

Berlin, 1817.
In der Realschulbuchhandlung.

35 g

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der Sandmann.

Nathanael an Lothar.

Gewiß seid ihr alle voll Unruhe, daß ich so lange — lange nicht geschrieben. Mutter zürnt wohl, und Clara mag glauben, ich lebe hier in Saus und Braus und vergesse mein holdes Engelsbild, so tief mir in Herz und Sinn eingeprägt, ganz und gar. — Dem ist aber nicht so; täglich und stündlich gedenke ich Eurer Aller und in süßen Träumen geht meines holden Clärchens freundliche Gestalt vorüber und lächelt mich mit ihren hellen Augen so anmuthig an, wie sie wohl pflegte, wenn ich zu Euch hineintrat. — Ach wie vermochte ich denn Euch zu schreiben, in der zerrissenen Stimmung des Geistes, die mir bisher alle Gedanken verstörte! — Etwas entsetzli-

ches ist in mein Leben getreten! — Dunkle Ahnungen eines gräßlichen mir drohenden Geschicks breiten sich wie schwarze Wolkenschatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenstrahl. — Nun soll ich Dir sagen, was mir wiederfuhr. Ich muß es, das sehe ich ein, aber nur es denkend, lacht es wie toll aus mir heraus. — Ach mein herzlieber Lothar! wie fange ich es denn an, Dich nur einigermaßen empfinden zu lassen, daß das, was mir vor einigen Tagen geschah, denn wirklich mein Leben so feindlich zerstören konnte! Wärst du nur hier, so könntest du selbst schauen; aber jetzt hältst Du mich gewiß für einen aberwitzigen Geisterseher. — Kurz und gut, das Entsetzliche, was mir geschah, dessen tödtlichen Eindruck zu vermeiden ich mich vergebens bemühe, besteht in nichts anderm, als daß vor einigen Tagen, nehmlich am 30. October Mittags um 12 Uhr, ein Wetterglashändler in meine Stube trat und mir seine Waare anbot. Ich kaufte nichts und drohte, ihn die Treppe herabzuwerfen, worauf er aber von selbst fortging. —

Du ahnest, daß nur ganz eigne, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen diesem Vorfall Bedeutung geben können, ja, daß wohl die Person jenes unglückseligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß. So ist es in der That. Mit aller Kraft fasse ich mich zusammen, um ruhig und geduldig Dir aus meiner frühern Jugendzeit so viel zu erzählen, daß deinem regen Sinn alles klar und deutlich in leuchtenden Bildern aufgehen wird. Indem ich anfangen will, höre ich Dich lachen und Clara sagen: das sind ja rechte Kindereien! — Lacht, ich bitte Euch, lacht mich recht herzlich aus! — ich bitt' Euch sehr! — Aber Gott im Himmel! die Haare sträuben sich mir und es ist, als flehe ich Euch an, mich auszulachen, in wahnsinniger Verzweiflung, wie Franz Moor den Daniel. — Nun fort zur Sache! —

Außer dem Mittagsessen sahen wir, ich und mein Geschwister, Tag über den Vater wenig. Er mochte mit seinem Dienst viel beschäftigt seyn. Nach dem Abendessen, das alter Sitte gemäß

schon um sieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und setzten uns um einen runden Tisch. Der Vater rauchte Tabak und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geschichten und gerieth darüber so in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennend Papier hinhaltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptspaß war. Oft gab er uns aber Bilderbücher in die Hände, saß stumm und starr in seinem Lehnstuhl und blies starke Dampfwolken von sich, daß wir alle wie im Nebel schwammen. An solchen Abenden war die Mutter sehr traurig und kaum schlug die Uhr neun, so sprach sie: Nun Kinder! — zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merk' es schon. Wirklich hörte ich dann jedesmal Etwas schweren langsamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann seyn. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern besonders graulich; ich frug die Mutter, indem sie uns fortführte: Ei Mama! wer ist denn

der böse Sandmann, der uns immer von Papa forttreibt? — wie sieht er denn aus? „Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind, erwiederte die Mutter: wenn ich sage, der Sandmann kommt, so will das nur heißen, ihr seyd schläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man Euch Sand hineingestreut.“ — Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindischen Gemüth entfaltete sich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verläugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten sollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, näheres von diesem Sandmann und seiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngste Schwester wartete: was denn das für ein Mann sei, der Sandmann? „Ei Thanelchen, erwiederte diese, weißt du das noch nicht? Das ist ein böser Mann, der kommt zu den Kindern, wenn sie nicht zu Bett' gehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß sie blutig zum Kopf herausspringen,

die wirft er dann in den Sack und trägt sie in den Halbmond zur Atzung für seine Kinderchen; die sitzen dort im Nest und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken sie der unartigen Menschenkindlein Augen auf. — Gräßlich malte sich nun im Innern mir das Bild des grausamen Sandmanns aus; so wie es Abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angst und Entsetzen. Nichts als den unter Thränen hergestotterten Ruf: der Sandmann! der Sandmann! konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmer, und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erscheinung des Sandmanns. — Schon alt genug war ich geworden, um einzusehen, daß das mit dem Sandmann und seinem Kindernest im Halbmonde, so wie es mir die Wartefrau erzählt hatte, wohl nicht ganz seine Richtigkeit haben könne; indessen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Gespenst, und Grauen — Entsetzen ergriff mich, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkommen, sondern auch meines Vaters Stubenthür

heftig aufreissen und hineintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg, dann kam er öfter hintereinander. Jahre lang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des grausigen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater fing an meine Fantasie immer mehr und mehr zu beschäftigen: den Vater darum zu befragen hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber selbst — selbst das Geheimniß zu erforschen, den fabelhaften Sandmann zu sehen, dazu keimte mit den Jahren immer mehr die Lust in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abenteuerlichen gebracht, das so schon leicht im kindlichen Gemüth sich einnistet. Nichts war mir lieber, als schauerliche Geschichten von Kobolten, Hexen, Däumlingen u. s. w. zu hören oder zu lesen; aber obenan stand immer der Sandmann, den ich in den seltsamsten, abscheulichsten Gestalten überall auf Tische, Schränke und Wände mit Kreide, Kohle, hinzeichnete. Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die

Mutter aus der Kinderstube in ein Kämmerchen, das auf dem Corridor unfern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag Neun Uhr sich jener Unbekannte im Hause hören ließ, schnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater hineintrat und bald darauf war es mir dann, als verbreite sich im Hause ein feiner seltsam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Muth, auf irgend eine Weise des Sandmanns Bekanntschaft zu machen. Oft schlich ich schnell aus dem Kämmerchen auf den Corridor, wenn die Mutter vorübergegangen, aber nichts konnte ich erlauschen, denn immer war der Sandmann schon zur Thüre hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir sichtbar werden mußte. Endlich von unwiderstehlichem Drange getrieben, beschloß ich, im Zimmer des Vaters selbst mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.

An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der

Sandmann kommen werde; ich schützte daher große Müdigkeit vor, verließ schon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Thüre in einen Schlupfwinkel. Die Hausthür knarrte, durch den Flur ging es, langsamen, schweren, dröhnenden Schrittes nach der Treppe. Die Mutter eilte mit dem Geschwister mir vorüber. Leise — leise öffnete ich des Vaters Stubenthür. Er saß, wie gewöhnlich, stumm und starr den Rücken der Thüre zugekehrt, er bemerkte mich nicht, schnell war ich hinein und hinter der Gardine, die einem gleich neben der Thüre stehenden offnen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen, vorgezogen war. — Näher — immer näher dröhnten die Tritte — es hustete und scharrte und brummte seltsam draußen. Das Herz bebte mir vor Angst und Erwartung. — Dicht, dicht vor der Thüre ein scharfer Tritt — ein heftiger Schlag auf die Klinke, die Thür springt rasselnd auf! — Mit Gewalt mich ermannend gucke ich behutsam hervor. Der Sandmann steht mitten in der Stube vor meinem Vater, der helle Schein der

Lichter brennt ihm ins Gesicht! — Der Sandmann, der fürchterliche Sandmann ist der alte Advokat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittage ißt! —

Aber die gräßlichste Gestalt hätte mir nicht tieferes Entsetzen erregen können, als eben dieser Coppelius. — Denke Dir einen großen breitschultrigen Mann mit einem unförmlich dicken Kopf, erdgelbem Gesicht, buschigten grauen Augenbrauen, unter denen ein paar grünliche Katzenaugen stechend hervorfunkeln, großer, starker über die Oberlippe gezogener Nase. Das schiefe Maul verzieht sich oft zum hämischen Lachen; dann werden auf den Backen ein paar dunkelrothe Flecke sichtbar und ein seltsam zischender Ton fährt durch die zusammengekniffenen Zähne. Coppelius erschien immer in einem altmodisch zugeschnittenen aschgrauen Rocke, eben solcher Weste und gleichen Beinkleidern, aber dazu schwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinschnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel heraus, die Kleblocken standen hoch über den

großen rothen Ohren und ein breiter verschlossener Haarbeutel starrte von dem Nacken weg, so daß man die silberne Schnalle sah, die die gefältelte Halsbinde schloß. Die ganze Figur war überhaupt widrig und abscheulich; aber vor allem waren uns Kindern seine großen knotigten, haarigten Fäuste zuwider, so daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt und nun war es seine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen, oder eine süße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter diesem, oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Thränen in den Augen, die Näscherei, der wir uns erfreuen sollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abscheu. Eben so machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein klein Gläschen süßen Weins eingeschenkt hatte. Dann fuhr er schnell mit der Faust herüber, oder brachte wohl gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teuflisch, wenn wir unsern Aerger nur leise schluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Bestien zu nennen;

wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünschten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Absicht auch die kleinste Freude verdarb. Die Mutter schien eben so, wie wir, den widerwärtigen Coppelius zu hassen; denn so wie er sich zeigte, war ihr Frohsinn, ihr heiteres unbefangenes Wesen umgewandelt in traurigen, düstern Ernst. Der Vater betrug sich gegen ihn, als sei er ein höheres Wesen, dessen Unarten man dulden und das man auf jede Weise bei guter Laune erhalten müsse. Er durfte nur leise andeuten und Lieblingsgerichte wurden gekocht und seltene Weine kredenzt.

Als ich nun diesen Coppelius sah, ging es grausig und entsetzlich in meiner Seele auf, daß ja niemand anders, als er, der Sandmann seyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmährchen, der dem Eulennest im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt, — Nein! — ein häßlicher gespenstischer Unhold, der überall, wo er einschreitet, Jam-

mer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war fest gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt, und, wie ich deutlich dachte, hart gestraft zu werden, blieb ich stehen, den Kopf lauschend durch die Gardine hervorgestreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk, rief dieser mit heiserer, schnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog still und finster seinen Schlafrock aus und beide kleideten sich in lange schwarze Kittel. Wo sie die hernahmen, hatte ich übersehen. Der Vater öffnete die Flügelthür eines Wandschranks; aber ich sah, daß das, was ich so lange dafür gehalten, kein Wandschrank, sondern vielmehr eine schwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd stand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme knisterte auf dem Heerde empor. Allerlei seltsames Geräthe stand umher. Ach Gott! — wie sich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da sah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz schien seine sanften

ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er sah dem Coppelius ähnlich. Dieser schwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Massen aus dem dicken Qualm, die er dann ämsig hämmerte. Mir war es als würden Menschengesichter ringsumher sichtbar, aber ohne Augen — scheußliche, tiefe schwarze Höhlen statt ihrer. „Augen her, Augen her! rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreischte auf von wildem Entsetzen gewaltig erfaßt und stürzte aus meinem Versteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich Coppelius, kleine Bestie! — kleine Bestie! meckerte er zähnfletschend! — riß mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu sengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein schön Paar Kinderaugen. So flüsterte Coppelius, und griff mit den Fäusten gluthrothe Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen streuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meister! Meister! laß meinem Nathanael die Augen —

laß sie ihm! Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und sein Pensum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht observiren. Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und schrob mir die Hände ab und die Füße und setzte sie bald hier, bald dort wieder ein. „'S steht doch überall nicht recht! 's gut so wie es war! — Der Alte hat's verstanden!“ So zischte und lispelte Coppelius; aber alles um mich her wurde schwarz und finster, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein sanfter warmer Hauch glitt über mein Gesicht, ich erwachte wie aus dem Todesschlaf, die Mutter hatte sich über mich hingebeugt. „Ist der Sandmann noch da?“ stammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der ist lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So sprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling. —

Was soll ich Dich ermüden, mein herzlieber

Lothar! was soll ich so weitläuftig Einzelnes herzählen, da noch so vieles zu sagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauscherei entdeckt, und von Coppelius gemißhandelt worden. Angst und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Ist der Sandmann noch da?“ — Das war mein erstes gesundes Wort und das Zeichen meiner Genesung, meiner Rettung. — Nur noch den schrecklichsten Moment meiner Jugendjahre darf ich dir erzählen; dann wirst du überzeugt seyn, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit ist, wenn mir nun alles farblos erscheint, sondern, daß ein dunkles Verhängniß wirklich einen trüben Wolkenschleier über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur sterbend zerreisse. —

Coppelius ließ sich nicht mehr sehen, es hieß, er habe die Stadt verlassen.

Ein Jahr mochte vergangen seyn, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß Abends an dem runden Tische saßen. Der Vater war sehr heiter

und erzählte viel Ergötzliches von den Reisen, die er in seiner Jugend gemacht. Da hörten wir, als es Neune schlug, plötzlich die Hausthür in den Angeln knarren und langsame eisenschwere Schritte dröhnten durch den Hausflur die Treppe herauf. „Das ist Coppelius,“ sagte meine Mutter erblassend. „Ja! — es ist Coppelius, wiederholte der Vater mit matter gebrochener Stimme. Die Thränen stürzten der Mutter aus den Augen. „Aber Vater, Vater! rief sie, muß es denn so seyn?“ „Zum letztenmahle!“ erwiederte dieser, „zum letztenmahle kommt er zu mir, ich verspreche es Dir. Geh' nur, geh' mit den Kindern! — Geht — geht zu Bette! Gute Nacht!“

Mir war es, als sei ich in schweren kalten Stein eingepreßt — mein Athem stockte! — Die Mutter ergriff mich beim Arm als ich unbeweglich stehen blieb: „Komm Nathanael, komme nur!“ — Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kammer. „Sei ruhig, sei ruhig, lege Dich ins Bette! — schlafe — schlafe“, rief mir die Mutter nach; aber von unbeschreiblicher

innerer Angst und Unruhe gequält, konnte ich kein Auge zuthun. Der verhaßte abscheuliche Coppelius stand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämisch an, vergebens trachtete ich sein Bild los zu werden. Es mochte wohl schon Mitternacht seyn, als ein entsetzlicher Schlag geschah, wie wenn ein Geschütz losgefeuert würde. Das ganze Haus erdröhnte, es rasselte und rauschte bei meiner Thüre vorüber, die Hausthüre wurde klirrend zugeworfen. „Das ist Coppelius“ rief ich entsetzt und sprang aus dem Bette. Da kreischte es auf in schneidendem trostlosen Jammer, fort stürzte ich nach des Vaters Zimmer, die Thüre stand offen, erstickender Dampf quoll mir entgegen, das Dienstmädchen schrie: Ach, der Herr! — der Herr! — Vor dem dampfenden Heerde auf dem Boden lag mein Vater todt mit schwarz verbranntem gräßlich verzerrtem Gesicht, um ihn herum heulten und winselten die Schwestern — die Mutter ohnmächtig daneben! — „Coppelius, verruchter Satan, du hast den Vater erschlagen!“ — So schrie ich auf; mir ver-

gingen die Sinne. Als man zwei Tage darauf meinen Vater in den Sarg legte, waren seine Gesichtszüge wieder mild und sanft geworden, wie sie im Leben waren. Tröstend ging es in meiner Seele auf, daß sein Bund mit dem teuflischen Coppelius ihn nicht ins ewige Verderben gestürzt haben könne. —

Die Explosion hatte die Nachbarn geweckt, der Vorfall wurde ruchtbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber spurlos vom Orte verschwunden.

Wenn ich Dir nun sage, mein herzlieber Freund! daß jener Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, so wirst Du mir es nicht verargen, daß ich die feindliche Erscheinung als schweres Unheil bringend deute. Er war anders gekleidet, aber Coppelius Figur und Gesichtszüge sind zu tief in mein Innerstes eingeprägt, als daß hier ein Irrthum möglich seyn sollte. Zudem hat Coppelius nicht einmahl seinen Namen geändert. Er gibt sich hier, wie

ich höre, für einen piemontesischen Mechanicus aus, und nennt sich Giuseppe Coppola.

Ich bin entschlossen es mit ihm aufzunehmen und des Vaters Tod zu rächen, mag es denn nun gehen wie es will.

Der Mutter erzähle nichts von dem Erscheinen des gräßlichen Unholds — Grüße meine liebe holde Clara, ich schreibe ihr in ruhigerer Gemüthsstimmung. Lebe wohl etc. etc.

Clara an Nathanael.

Wahr ist es, daß Du recht lange mir nicht geschrieben hast, aber dennoch glaube ich, daß Du mich in Sinn und Gedanken trägst. Denn meiner gedachtest Du wohl recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Bruder Lothar absenden wolltest und die Aufschrift, statt an ihn, an mich richtetest. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrthum erst bei den Worten inne: Ach mein herzlieber Lothar! — Nun hätte ich nicht weiter lesen, sondern den Brief dem Bru-

der geben sollen. Aber, hast Du mir auch sonst manchmahl in kindischer Neckerei vorgeworfen, ich hätte solch' ruhiges, weiblich besonnenes Gemüth, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus den Einsturz, noch vor schneller Flucht ganz geschwinde einen falschen Kniff in der Fenstergardine glattstreichen würde, so darf ich doch wohl kaum versichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erschütterte. Ich konnte kaum athmen, es flimmerte mir vor den Augen. — Ach, mein herzgeliebter Nathanael! was konnte so entsetzliches in Dein Leben getreten seyn! Trennung von Dir, Dich niemahls wieder sehen, der Gedanke durchfuhr meine Brust wie ein glühender Dolchstich. — Ich las und las! — Deine Schilderung des widerwärtigen Coppelius ist gräßlich. Erst jetzt vernahm ich, wie Dein guter alter Vater solch' entsetzlichen, gewaltsamen Todes starb. Bruder Lothar, dem ich sein Eigenthum zustellte, suchte mich zu beruhigen, aber es gelang ihm schlecht. Der fatale Wetterglashändler Giuseppe Coppola verfolgte mich auf Schritt und

Tritt und beinahe schäme ich mich, es zu gestehen, daß er selbst meinen gesunden, sonst so ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerstören konnte. Doch bald, schon den andern Tag, hatte sich Alles anders in mir gestaltet. Sei mir nur nicht böse, mein Inniggeliebter, wenn Lothar Dir etwa sagen möchte, daß ich trotz Deiner seltsamen Ahnung, Coppelius werde Dir etwas Böses anthun, ganz heitern unbefangenen Sinnes bin, wie immer.

Gerade heraus will ich es Dir nur gestehen, daß, wie ich meine, alles Entsetzliche und Schreckliche, wovon Du sprichst, nur in Deinem Innern vorging, die wahre wirkliche Außenwelt aber daran wohl wenig Theil hatte. Widerwärtig genug mag der alte Coppelius gewesen seyn, aber daß er Kinder haßte, das brachte in Euch Kindern wahren Abscheu gegen ihn hervor.

Natürlich verknüpfte sich nun in Deinem kindischen Gemüth der schreckliche Sandmann aus dem Ammenmährchen mit dem alten Coppelius, der Dir, glaubtest Du auch nicht an den Sand-

mann, ein gespenstischer, Kindern vorzüglich gefährlicher, Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wohl nichts anders, als daß beide insgeheim alchymistische Versuche machten, womit die Mutter nicht zufrieden seyn konnte, da gewiß viel Geld unnütz verschleudert und obendrein, wie es immer mit solchen Laboranten der Fall seyn soll, des Vaters Gemüth ganz von dem trügerischen Drange nach hoher Weisheit erfüllt, der Familie abwendig gemacht wurde. Der Vater hat wohl gewiß durch eigne Unvorsichtigkeit seinen Tod herbeigeführt, und Coppelius ist nicht Schuld daran: Glaubst Du, daß ich den erfahrnen Nachbar Apotheker gestern frug, ob wohl bei chemischen Versuchen eine solche augenblicklich tödtende Explosion möglich sei? Der sagte: Ei allerdings und beschrieb mir nach seiner Art gar weitläuftig und umständlich, wie das zugehen könne, und nannte dabei so viel sonderbar klingende Namen, die ich gar nicht zu behalten vermochte. — Nun wirst Du wohl unwillig werden über deine Clara,

Du wirst sagen: in dies kalte Gemüth dringt kein Strahl des Geheimnißvollen, das den Menschen oft mit unsichtbaren Armen umfaßt; sie erschaut nur die bunte Oberfläche der Welt und freut sich, wie das kindische Kind über die goldgleißende Frucht, in deren Innerm tödtliches Gift verborgen.

Ach mein herzgeliebter Nathanael! glaubst Du denn nicht, daß auch in heitern — unbefangenen — sorglosen Gemüthern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht, die feindlich Uns in Unserm eignen Selbst zu verderben strebt? — Aber verzeih' es mir, wenn ich einfältig' Mädchen mich unterfange, auf irgend eine Weise mir anzudeuten, was ich eigentlich von solchem Kampfe im Innern glaube. — Ich finde wohl gar am Ende nicht die rechten Worte und Du lachst mich aus, nicht, weil ich was dummes meine, sondern weil ich mich so ungeschickt anstelle, es zu sagen.

Giebt es eine dunkle Macht, die so recht feindlich und verrätherisch einen Faden in unser Inne-

res legt, woran sie uns dann festpackt und fortzieht auf einem gefahrvollen verderblichen Wege, den wir sonst nicht betreten haben würden — giebt es eine solche Macht, so muß sie in Uns sich, wie wir selbst gestalten, ja unser Selbst werden; denn nur so glauben wir an sie und räumen ihr den Platz ein, dessen sie bedarf, um jenes geheime Werk zu vollbringen. Haben wir festen, durch das heitre Leben gestärkten, Sinn genug, um fremdes feindliches Einwirken als solches stets zu erkennen und den Weg, in den uns Neigung und Beruf geschoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, so geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeblichen Ringen nach der Gestaltung, die unser eignes Spiegelbild seyn sollte. Es ist auch gewiß, fügt Lothar hinzu, daß die dunkle physische Macht, haben wir uns durch uns selbst ihr hingegeben, oft fremde Gestalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unser Inneres hineinzieht, so, daß wir selbst nur den Geist entzünden, der, wie wir in wunderlicher Täuschung glauben, aus jener Gestalt spricht. Es ist das

Fantom unseres eigenen Ichs, dessen innige Verwandtschaft und dessen tiefe Einwirkung auf unser Gemüth uns in die Hölle wirft, oder in den Himmel verzückt. — Du merkst, mein herzlieber Nathanael! daß wir, ich und Bruder Lothar uns recht über die Materie von dunklen Mächten und Gewalten ausgesprochen haben, die mir nun, nachdem ich nicht ohne Mühe das Hauptsächlichste aufgeschrieben, ordentlich tiefsinnig vorkommt. Lothar's letzte Worte verstehe ich nicht ganz, ich ahne nur, was er meint, und doch ist es mir, als sei alles sehr wahr. Ich bitte Dich, schlage Dir den häßlichen Advokaten Coppelius und den Wetterglasmann Giuseppe Coppola ganz aus dem Sinn. Sei überzeugt, daß diese fremden Gestalten nichts über Dich vermögen; nur der Glaube an ihre feindliche Gewalt kann sie Dir in der That feindlich machen. Spräche nicht aus jeder Zeile Deines Briefes die tiefste Aufregung Deines Gemüths, schmerzte mich nicht Dein Zustand recht in innerster Seele, wahrhaftig, ich könnte über den Advokaten Sandmann und den

Wetterglashändler Coppelius scherzen. Sei heiter — heiter! — Ich habe mir vorgenommen, bei Dir zu erscheinen, wie Dein Schutzgeist, und den häßlichen Coppola, sollte er es sich etwa beikommen lassen, Dir im Traum beschwerlich zu fallen, mit lautem Lachen fortzubannen. Ganz und gar nicht fürchte ich mich vor ihm und vor seinen garstigen Fäusten, er soll mir weder als Advokat eine Näscherei, noch als Sandmann die Augen verderben.

Ewig, mein herzinnigstgeliebter Nathanael ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nathanael an Lothar.

Sehr unlieb ist es mir, daß Clara neulich den Brief an Dich aus, freilich durch meine Zerstreutheit veranlaßtem, Irrthum erbrach und las. Sie hat mir einen sehr tiefsinnigen philosophischen Brief geschrieben, worin sie ausführlich beweiset, daß Coppelius und Coppola nur in meinem Innern existiren und Fantome meines Ich's sind,

die augenblicklich zerstäuben, wenn ich sie als solche erkenne. In der That, man sollte gar nicht glauben, daß der Geist, der aus solch' hellen holdlächelnden Kindesaugen, oft wie ein lieblicher süßer Traum, hervorleuchtet, so gar verständig, so magistermäßig distinguiren könne. Sie beruft sich auf Dich. Ihr habt über mich gesprochen. Du liesest ihr wohl logische Collegia, damit sie alles fein sichten und sondern lerne. — Laß das bleiben! — Uebrigens ist es wohl gewiß, daß der Wetterglashändler Giuseppe Coppola keinesweges der alte Advokat Coppelius ist. Ich höre bei dem erst neuerdings angekommenen Professor der Physik, der, wie jener berühmte Naturforscher, Spalanzani heißt und italiänischer Abkunft ist, Collegia. Der kennt den Coppola schon seit vielen Jahren und überdem hört man es auch seiner Aussprache an, daß er wirklich Piemonteser ist. Coppelius war ein Deutscher, aber wie mich dünkt, kein ehrlicher. Ganz beruhigt bin ich nicht. Haltet Ihr, Du und Clara, mich immerhin für einen düstern Träumer, aber nicht

los kann ich den Eindruck werden, den Coppelius verfluchtes Gesicht auf mich macht. Ich bin froh, daß er fort ist aus der Stadt, wie mir Spalanzani sagt. Dieser Professor ist ein wunderlicher Kauz. Ein kleiner rundlicher Mann, das Gesicht mit starken Backenknochen, feiner Nase, aufgeworfnen Lippen, kleinen stechenden Augen. Doch besser, als in jeder Beschreibung, siehst Du ihn, wenn Du den Cagliostro, wie er von Chodowiecki in irgend einem Berlinischen Taschenkalender steht, anschauest. — So sieht Spalanzani aus. — Neulich steige ich die Treppe herauf und nehme wahr, daß die sonst einer Glasthüre dicht vorgezogene Gardine zur Seite einen kleinen Spalt läßt. Selbst weiß ich nicht, wie ich dazu kam, neugierig durchzublicken. Ein hohes, sehr schlank im reinsten Ebenmaß gewachsenes, herrlich gekleidetes Frauenzimmer saß im Zimmer vor einem kleinen Tisch, auf den sie beide Aerme, die Hände zusammengefaltet, gelegt hatte. Sie saß der Thüre gegenüber, so, daß ich ihr engelschönes Gesicht ganz erblickte. Sie schien

mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres, beinahe möcht' ich sagen, keine Sehkraft, es war mir so, als schliefe sie mit offnen Augen. Mir wurde ganz unheimlich und deshalb schlich ich leise fort ins Auditorium, das daneben gelegen. Nachher erfuhr ich, daß die Gestalt, die ich gesehen, Spalanzani's Tochter, Olimpia war, die er sonderbarer und schlechter Weise einsperrt, so, daß durchaus kein Mensch in ihre Nähe kommen darf. — Am Ende hat es eine Bewandniß mit ihr, sie ist vielleicht blödsinnig oder sonst. — Weshalb schreibe ich Dir aber das alles? Besser und ausführlicher hätte ich Dir das mündlich erzählen können. Wisse nehmlich, daß ich über vierzehn Tage bey Euch bin. Ich muß mein süßes liebes Engelsbild, meine Clara, wiedersehen. Weggehaucht wird dann die Verstimmung seyn, die sich (ich muß das gestehen) nach dem fatalen verständigen Briefe meiner bemeistern wollte. Deshalb schreibe ich auch heute nicht an Sie.

Tausend Grüße rc. rc. rc.

Seltsamer und wunderlicher kann nichts erfunden werden, als dasjenige ist, was sich mit meinem armen Freunde, dem jungen Studenten Nathanael, zugetragen, und was ich Dir, günstiger Leser! zu erzählen unternommen. Hast Du, Geneigtester! wohl jemahls etwas erlebt, das Deine Brust, Sinn und Gedanken ganz und gar erfüllte, Alles Andere daraus verdrängend? Es gährte und kochte in Dir, zur siedenden Gluth entzündet sprang das Blut durch die Adern und färbte höher Deine Wangen. Dein Blick war so seltsam als wolle er Gestalten, keinem andern Auge sichtbar, im leeren Raum erfassen und die Rede zerfloß in dunkle Seufzer. Da frugen Dich die Freunde: Wie ist Ihnen, Verehrter? — Was haben Sie, Theurer? Und nun wolltest Du das innere Gebilde mit allen glühenden Farben und Schatten und Lichtern aussprechen und mühtest Dich ab, Worte zu finden, um nur anzufangen. Aber es war Dir, als müßtest Du nun gleich im ersten Wort Alles Wunderbare, Herrliche, Entsetzliche, Lustige, Grauenhafte, das sich zuge-

tragen, recht zusammengreifen, so daß es, wie ein elektrischer Schlag, alle treffe. Doch jedes Wort, Alles was Rede vermag, schien Dir farblos und frostig und todt. Du suchst und suchst, und stotterst und stammelst, und die nüchternen Fragen der Freunde schlagen, wie eisige Windeshauche, hinein in Deine innere Gluth, bis sie verlöschen will. Hattest Du aber, wie ein kecker Mahler, erst mit einigen verwegenen Strichen, den Umriß Deines innern Bildes hingeworfen, so trugst Du mit leichter Mühe immer glühender und glühender die Farben auf und das lebendige Gewühl mannigfacher Gestalten riß die Freunde fort und sie sahen, wie Du, sich selbst mitten im Bilde, das aus Deinem Gemüth hervorgegangen! — Mich hat, wie ich es Dir, geneigter Leser! gestehen muß, eigentlich niemand nach der Geschichte des jungen Nathanael gefragt; Du weißt ja aber wohl, daß ich zu dem wunderlichen Geschlechte der Autoren gehöre, denen, tragen sie etwas so in sich, wie ich es vorhin beschrieben, so zu Muthe wird, als frage jeder, der in ihre Nähe

kommt und nebenher auch wohl noch die ganze Welt: Was ist es denn? Erzählen Sie Liebster? — So trieb es mich denn gar gewaltig, von Nathanaels verhängnißvollem Leben zu Dir zu sprechen. Das Wunderbare, Seltsame davon erfüllte meine ganze Seele, aber eben deshalb und weil ich Dich, o mein Leser! gleich geneigt machen mußte, Wunderliches zu ertragen, welches nichts geringes ist, quälte ich mich ab, Nathanaels Geschichte, bedeutend — originell, ergreifend, anzufangen: „Es war einmal" — der schönste Anfang jeder Erzählung, zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzial-Stadt S. lebte" — etwas besser, wenigstens ausholend zum Climax. — Oder gleich medias in res: „Scheer' er sich zum Teufel, rief, Wuth und Entsetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuseppe Coppola" — Das hatte ich in der That schon aufgeschrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas possirliches zu verspüren glaubte; die Geschichte ist aber gar nicht spaßhaft. Mir kam keine Rede

in den Sinn, die nur im mindesten etwas von den Farbenglanz des innern Bildes abzuspiegeln schien. Ich beschloß gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leser! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigst mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Gestalt, wie ein guter Portraitmahler, so aufzufassen, daß Du es ähnlich findest, ohne das Original zu kennen, ja daß es Dir ist, als hättest Du die Person recht oft schon mit leibhaftigen Augen gesehen. Vielleicht wirst Du, o mein Leser! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller sei, als das wirkliche Leben und daß dieses der Dichter doch nur, wie in eines matt geschliffnen Spiegels dunklem Widerschein, auffassen könne.

Damit klarer werde, was gleich Anfangs zu wissen nöthig, ist jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater gestorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls gestorben

und sie verwaist nachgelassen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Mensch auf Erden etwas einzuwenden hatte; sie waren daher Verlobte, als Nathanael den Ort verließ um seine Studien in G. — fortzusetzen. Da ist er nun in seinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Professor Physices, Spalanzani.

Nun könnte ich getrost in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick steht Clara's Bild so lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegschauen kann, so wie es immer geschah, wenn sie mich holdlächelnd anblickte. — Für schön konnte Clara keinesweges gelten; das meinten alle, die sich von Amtswegen auf Schönheit verstehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältnisse ihres Wuchses, die Mahler fanden Nacken, Schultern und Brust beinahe zu keusch geformt, verliebten sich dagegen sämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faselten überhaupt viel von

Battonischem Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Fantast, verglich aber höchstseltsamer Weise Clara's Augen mit einem See von Ruisdael, in dem sich des wolkenlosen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landschaft ganzes buntes, heitres Leben spiegelt. Dichter und Meister gingen aber weiter und sprachen: Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anschauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmlische Gesänge und Klänge entgegenstrahlen, die in unser Innerstes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir selbst dann nichts wahrhaft gescheutes, so ist überhaupt nicht viel an uns und das lesen wir denn auch deutlich in dem um Clara's Lippen schwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das so thun will als sei es Gesang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durch einander springen. Es war dem so. Clara hatte die lebenskräftige Fantasie des heitern unbefangenen, kindischen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüth, einen gar hellen scharf

sichtenden Verstand. Die Nebler und Schwebler hatten bei ihr böses Spiel; denn ohne zu viel zu reden, was überhaupt in Clara's schweigsamer Natur nicht lag, sagte ihnen der helle Blick, und jenes feine ironische Lächeln: Lieben Freunde! wie möget ihr mir denn zumuthen, daß ich Eure verfließende Schattengebilde für wahre Gestalten ansehen soll, mit Leben und Regung? — Clara wurde deshalb von vielen kalt, gefühllos, prosaisch gescholten; aber andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das gemüthvolle, verständige, kindliche Mädchen, doch keiner so sehr, als Nathanael, der sich in Wissenschaft und Kunst kräftig und heiter bewegte. Clara hing an dem Geliebten mit ganzer Seele; die ersten Wolkenschatten zogen durch ihr Leben, als er sich von ihr trennte. Mit welchem Entzücken flog sie in seine Arme, als er nun, wie er im letzten Briefe an Lothar es verheißen, wirklich in seiner Vaterstadt in's Zimmer der Mutter eintrat. Es geschah so wie Nathanael geglaubt; denn in dem Augenblick, als er Clara

wieder sah, dachte er weder an den Advokaten Coppelius, noch an Clara's verständigen Brief, jede Verstimmung war verschwunden.

Recht hatte aber Nathanael doch, als er seinem Freunde Lothar schrieb, daß des widerwärtigen Wetterglashändlers Coppola Gestalt recht feindlich in sein Leben getreten sei. Alle fühlten das, da Nathanael gleich in den ersten Tagen in seinem ganzen Wesen durchaus verändert sich zeigte. Er versank in düstre Träumereien, und trieb es bald so seltsam, wie man es niemahls von ihm gewohnt gewesen. Alles, das ganze Leben war ihm Traum und Ahnung geworden; immer sprach er davon, wie jeder Mensch, sich frei wähnend, nur dunklen Mächten zum grausamen Spiel diene, vergeblich lehne man sich dagegen auf, demüthig müsse man sich dem fügen, was das Schicksal verhängt habe. Er ging so weit, zu behaupten, daß es thöricht sei, wenn man glaube, in Kunst und Wissenschaft nach selbstthätiger Willkühr zu schaffen; denn die Begeisterung, in der man nur zu schaffen fähig sei,

komme nicht aus dem eignen Innern, sondern sei das Einwirken irgend eines außer uns selbst liegenden höheren Prinzips.

Der verständigen Clara war diese mystische Schwärmerei im höchsten Grade zuwider, doch schien es vergebens, sich auf Widerlegung einzulassen. Nur dann, wenn Nathanael bewies, daß Coppelius das böse Prinzip sei, was ihn in dem Augenblick erfaßt habe, als er hinter dem Vorhange lauschte, und daß dieser widerwärtige Dämon auf entsetzliche Weise ihr Liebesglück stören werde, da wurde Clara sehr ernst und sprach: „Ja Nathanael! Du hast Recht, Coppelius ist ein böses feindliches Prinzip, er kann Entsetzliches wirken, wie eine teuflische Macht, die sichtbarlich in das Leben trat, aber nur dann, wenn Du ihn nicht aus Sinn und Gedanken verbannst. So lange Du an ihn glaubst, ist er auch und wirkt, nur Dein Glaube ist seine Macht." — Nathanael, ganz erzürnt, daß Clara die Existenz des Dämons nur in seinem eignen Innern statuire, wollte dann hervorrücken mit der ganzen

mystischen Lehre von Teufeln und grausen Mächten, Clara brach aber verdrüßlich ab, indem sie irgend etwas gleichgültiges dazwischen schob, zu Nathanaels nicht geringem Aerger. Der dachte, kalten unempfänglichen Gemüthern erschließen sich solche tiefe Geheimnisse, ohne sich deutlich bewußt zu seyn, daß er Clara eben zu solchen untergeordneten Naturen zähle, weshalb er nicht abließ mit Versuchen, sie in jene Geheimnisse einzuweihen. Am frühen Morgen, wenn Clara das Frühstück bereiten half, stand er bei ihr und las ihr aus allerlei mystischen Büchern vor, daß Clara bat: Aber lieber Nathanael, wenn ich Dich nun das böse Prinzip schelten wollte, das feindlich auf meinen Kaffee wirkt? — Denn, wenn ich, wie Du es willst, alles stehen und liegen lassen und Dir, indem Du liesest, in die Augen schauen soll, so läuft mir der Kaffee ins Feuer und ihr bekommt alle kein Frühstück! — Nathanael klappte das Buch heftig zu und rannte voll Unmuth fort in sein Zimmer. Sonst hatte er eine besondere Stärke in anmuthigen,

lebendigen Erzählungen, die er aufschrieb, und die Clara mit dem innigsten Vergnügen anhörte, jetzt waren seine Dichtungen düster, unverständlich, gestaltlos, so daß, wenn Clara schonend es auch nicht sagte, er doch wohl fühlte, wie wenig sie davon angesprochen wurde. Nichts war für Clara tödtender, als das Langweilige; in Blick und Rede sprach sie dann ihre nicht zu besiegende geistige Schläfrigkeit aus. Nathanael's Dichtungen waren in der That sehr langweilig. Sein Verdruß über Clara's kaltes prosaisches Gemüth stieg höher, Clara konnte ihren Unmuth über Nathanael's dunkle, düstere, langweilige Mystik nicht überwinden, und so entfernten beide im Innern sich immer mehr von einander, ohne es selbst zu bemerken. Die Gestalt des häßlichen Coppelius war, wie Nathanael selbst es sich gestehen mußte, in seiner Fantasie erbleicht und es kostete ihm oft Mühe, ihn in seinen Dichtungen, wo er als grauser Schicksalspopanz auftrat, recht lebendig zu coloriren. Es kam ihm endlich ein, jene düstre Ahnung, daß

Coppelius sein Liebesglück stören werde, zum Gegenstande eines Gedichts zu machen. Er stellte sich und Clara dar, in treuer Liebe verbunden, aber dann und wann war es, als griffe eine schwarze Faust in ihr Leben und risse irgend eine Freude heraus, die ihnen aufgefangen. Endlich, als sie schon am Traualtar stehen, erscheint der entsetzliche Coppelius und berührt Clara's holde Augen; die springen in Nathanaels Brust wie blutige Funken sengend und brennend, Coppelius faßt ihn und wirft ihn in einen flammenden Feuerkreis, der sich dreht mit der Schnelligkeit des Sturmes und ihn sausend und brausend fortreißt. Es ist ein Tosen, als wenn der Orkan grimmig hineinpeitscht in die schäumenden Meereswellen, die sich wie schwarze, weißhauptige Riesen emporbäumen in wüthendem Kampfe. Aber durch dies wilde Tosen hört er Clara's Stimme: Kannst Du mich denn nicht erschauen? Coppelius hat Dich getäuscht, das waren ja nicht meine Augen, die so in Deiner Brust brannten, das waren ja glühende Tropfen Deines eignen Herzbluts —

ich habe ja meine Augen, sieh' mich doch nur an! — Nathanael denkt: das ist Clara, und ich bin ihr Eigen ewiglich. — Da ist es, als faßt der Gedanke gewaltig in den Feuerkreis hinein, daß er stehen bleibt, und im schwarzen Abgrund verrauscht dumpf das Getöse. Nathanael blickt in Clara's Augen; aber es ist der Tod, der mit Clara's Augen ihn freundlich anschaut.

Während Nathanael dies dichtete, war er sehr ruhig und besonnen, er feilte und besserte an jeder Zeile und da er sich dem metrischen Zwange unterworfen, ruhte er nicht, bis alles rein und wohlklingend sich fügte. Als er jedoch nun endlich fertig worden, und das Gedicht für sich laut las, da faßte ihn Grausen und wildes Entsetzen und er schrie auf: Wessen grauenvolle Stimme ist das? — Bald schien ihm jedoch das Ganze wieder nur eine sehr gelungene Dichtung, und es war ihm, als müsse Clara's kaltes Gemüth dadurch entzündet werden, wiewohl er nicht deutlich dachte, wozu denn Clara

entzündet, und wozu es denn nun eigentlich füh- ren solle, sie mit den grauenvollen Bildern zu äng- stigen, die ein entsetzliches, ihre Liebe zerstörendes Geschick weissagten. Sie, Nathanael und Clara, saßen in der Mutter kleinem Garten, Clara war sehr heiter, weil Nathanael sie seit drei Tagen, in denen er an jener Dichtung schrieb, nicht mit seinen Träumen und Ahnungen geplagt hatte. Auch Nathanael sprach lebhaft und froh von lustigen Dingen wie sonst, so, daß Clara sagte: Nun erst habe ich Dich ganz wie- der, siehst Du es wohl, wie wir den häßlichen Coppelius vertrieben haben? Da fiel dem Nathanael erst ein, daß er ja die Dichtung in der Tasche trage, die er habe vorlesen wollen. Er zog auch sogleich die Blätter hervor und fing an zu lesen: Clara, etwas langweiliges wie gewöhnlich vermuthend und sich darein ergebend, fing an, ruhig zu stricken. Aber so wie immer schwärzer und schwärzer das düstre Gewölk auf- stieg, ließ sie den Strickstrumpf sinken und blickte starr dem Nathanael ins Auge. Den riß

seine Dichtung unaufhaltsam fort, hochroth färbte seine Wangen die innere Gluth, Thränen quollen ihm aus den Augen — Endlich hatte er geschlossen, er stöhnte in tiefer Ermattung — er faßte Clara's Hand und seufzte wie aufgelöst in trostlosem Jammer: Ach! — Clara — Clara — Clara drückte ihn sanft an ihren Busen und sagte leise, aber sehr langsam und ernst: Nathanael — mein herzlieber Nathanael! — wirf das tolle — unsinnige — wahnsinnige Mährchen ins Feuer. Da sprang Nathanael entrüstet auf und rief, Clara von sich stoßend: Du lebloses, verdammtes Automat! Er rannte fort, bittre Thränen vergoß die tief verletzte Clara: Ach er hat mich niemals geliebt, denn er versteht mich nicht, schluchzte sie laut. — Lothar trat in die Laube; Clara mußte ihm erzählen was vorgefallen; er liebte seine Schwester mit ganzer Seele, jedes Wort ihrer Anklage fiel wie ein Funke in sein Inneres, so, daß der Unmuth, den er wider den träumerischen Nathanael lange im Herzen getragen, sich entzündete zum

wilden Zorn. Er lief zu Nathanael, er warf ihm das unsinnige Betragen gegen die geliebte Schwester in harten Worten vor, die der auf- brausende Nathanael eben so erwiederte. Ein fantastischer, wahnsinntger Geck wurde mit einem miserablen, gemeinen Alltagsmenschen erwiedert. Der Zweikampf war unvermeidlich. Sie beschlos- sen, sich am folgenden Morgen hinter dem Garten nach dortiger akademischer Sitte mit scharf ge- schliffenen Stoßrappieren zu schlagen. Stumm und finster schlichen sie umher, Clara hatte den heftigen Streit gehört und gesehen, daß der Fechtmeister in der Dämmerung die Rappiere brachte. Sie ahnte was geschehen sollte. Auf dem Kampfplatz angekommen hatten Lothar und Nathanael so eben düsterschweigend die Röcke abgeworfen, blutdürstige Kampflust im brennenden Auge wollten sie gegen einander ausfallen, als Clara durch die Gartenthür herbeistürzte. Schluchzend rief sie laut: Ihr wilden entsetzlichen Menschen! — stoßt mich nur gleich nieder, ehe ihr Euch anfallt; denn wie soll ich denn länger

leben auf der Welt, wenn der Geliebte den Bruder, oder wenn der Bruder den Geliebten ermordet hat! — Lothar ließ die Waffe sinken und sah schweigend zur Erde nieder, aber in Nathanael's Innern ging in herzzerreissender Wehmuth alle Liebe wieder auf, wie er sie jemahls in der herrlichen Jugendzeit schönsten Tagen für die holde Clara empfunden. Das Mordgewehr entfiel seiner Hand, er stürzte zu Clara's Füßen. Kannst Du mir denn jemahls verzeihen, Du meine einzige, meine herzgeliebte Clara! — Kannst Du mir verzeihen, mein herzlieber Bruder Lothar! — Lothar wurde gerührt von des Freundes tiefem Schmerz; unter tausend Thränen umarmten sich die drei versöhnten Menschen und schwuren, nicht von einander zu lassen in steter Liebe und Treue.

Dem Nathanael war es zu Muthe, als sei eine schwere Last, die ihn zu Boden gedrückt, von ihm abgewälzt, ja als habe er, Widerstand leistend der finstern Macht, die ihn befangen, sein ganzes Seyn, dem Vernichtung drohte, ge-

rettet. Noch drei selige Tage verlebte er bei den Lieben, dann kehrte er zurück nach G., wo er noch ein Jahr zu bleiben, dann aber auf immer nach seiner Vaterstadt zurückzukehren gedachte.

Der Mutter war alles, was sich auf Coppelius bezog, verschwiegen worden; denn man wußte, daß sie nicht ohne Entsetzen an ihn denken konnte, weil sie, wie Nathanael, ihm den Tod ihres Mannes Schuld gab.

Wie erstaunte Nathanael, als er in seine Wohnung wollte und sah, daß das ganze Haus niedergebrannt war, so daß aus dem Schutthaufen nur die nackten Feuermauern hervorragten. Unerachtet das Feuer in dem Laboratorium des Apothekers, der im untern Stocke wohnte, ausgebrochen war, das Haus daher von unten herauf gebrannt hatte, so war es doch den kühnen, rüstigen Freunden gelungen, noch zu rechter Zeit in Nathanael's im obern Stock gelegenes Zimmer zu dringen, und Bücher, Manuscripte,

In-

Instrumente zu retten. Alles hatten sie unver=sehrt in ein anderes Haus getragen, und dort ein Zimmer in Beschlag genommen, welches Nathanael nun sogleich bezog. Nicht son=derlich achtete er darauf, daß er dem Professor Spalanzani gegenüber wohnte, und eben so wenig schien es ihm etwas besonderes, als er be=merkte, daß er aus seinem Fenster gerade hinein in das Zimmer blickte, wo oft Olimpia einsam saß, so, daß er ihre Figur deutlich erkennen konnte, wiewohl die Züge des Gesichts undeutlich und ver=worren blieben. Wohl fiel es ihm endlich auf, daß Olimpia oft Stundenlang in derselben Stel=lung, wie er sie einst durch ihre Glasthüre ent=deckte, ohne irgend eine Beschäftigung an einem kleinen Tische saß und daß sie offenbar unverwand=ten Blickes nach ihm herüberschaute; er mußte sich auch selbst gestehen, daß er nie einen schö=neren Wuchs gesehen; indessen, Clara im Herzen, blieb ihm die steife, starre Olimpia höchst gleichgültig und nur zuweilen sah' er flüch=tig über sein Compendium herüber nach der schö=

nen Bildsäule, das war Alles. — Eben schrieb er an Clara, als es leise an die Thüre klopfte; sie öffnete sich auf seinen Zuruf und Coppola's widerwärtiges Gesicht sah hinein. Nathanael fühlte sich im Innersten erbeben; eingedenk dessen, was ihm Spalanzani über den Landsmann Coppola gesagt und was er auch Rücksichts des Sandmanns Coppelius der Geliebten so heilig versprochen, schämte er sich aber selbst seiner kindischen Gespensterfurcht, nahm sich mit aller Gewalt zusammen und sprach so sanft und gelassen, als möglich: „Ich kaufe kein Wetterglas, mein lieber Freund! gehen Sie nur!" Da trat aber Coppola vollends in die Stube und sprach mit heiserem Ton, indem sich das weite Maul zum häßlichen Lachen verzog und die kleinen Augen unter den grauen langen Wimpern stechend hervorfunkelten: „Ei, nix Wetterglas, nix Wetterglas! — hab' auch sköne Oke — sköne Oke!" — Entsetzt rief Nathanael: „Toller Mensch, wie kannst Du Augen haben? — Augen — Augen? —" Aber in dem Augenblick hatte Coppola seine

Wettergläser bei Seite gesetzt, griff in die weiten Rocktaschen und holte Lorgnetten und Brillen heraus, die er auf den Tisch legte. — „Nu — Nu — Brill' — Brill auf der Nas' su setze, das seyn meine Oke — sköne Oke!" — Und damit holte er immer mehr und mehr Brillen heraus, so, daß es auf dem ganzen Tisch seltsam zu flimmern und zu funkeln begann. Tausend Augen blickten und zuckten krampfhaft und starrten auf zum Nathanael; aber er konnte nicht wegschauen von dem Tisch, und immer mehr Brillen legte Coppola hin, und immer wilder und wilder sprangen flammende Blicke durch einander und schossen ihre blutrothe Strahlen in Nathanael's Brust. Uebermannt von tollem Entsetzen schrie er auf: halt ein! halt ein, fürchterlicher Mensch! — Er hatte Coppola, der eben in die Tasche griff, um noch mehr Brillen herauszubringen, unerachtet schon der ganze Tisch überdeckt war, beim Arm festgepackt. Coppola machte sich mit heiserem widrigen Lachen sanft los und mit den Worten: „Ah! — nix für Sie —

aber hier schöne Glas" — hatte er alle Brillen zusammengerafft, eingesteckt und aus der Seitentasche des Rocks eine Menge großer und kleiner Perspektive hervorgeholt. So wie die Brillen fort waren, wurde Nathanael ganz ruhig und an Clara denkend sah' er wohl ein, daß der entsetzliche Spuk nur aus seinem Innern hervorgegangen, so wie daß Coppola ein höchst ehrlicher Mechanicus und Opticus, keinesweges aber Coppelii verfluchter Doppeltgänger und Revenant seyn könne. Zudem hatten alle Gläser, die Coppola nun auf den Tisch gelegt, gar nichts besonderes, am wenigsten so etwas gespenstisches wie die Brillen und, um alles wieder gut zu machen, beschloß Nathanael dem Coppola jetzt wirklich etwas abzukaufen. Er ergriff ein kleines sehr sauber gearbeitetes Taschenperspektiv und sah, um es zu prüfen, durch das Fenster. Noch im Leben war ihm kein Glas vorgekommen, das die Gegenstände so rein, scharf und deutlich dicht vor die Augen rückte. Unwillkührlich sah' er hinein in Spalanzani's Zimmer; Olimpia

saß, wie gewöhnlich, vor dem kleinen Tisch, die Aerme darauf gelegt, die Hände gefaltet. — Nun erschaute Nathanael erst Olimpia's wunderschön geformtes Gesicht. Nur die Augen schienen ihm gar seltsam starr und todt. Doch wie er immer schärfer und schärfer durch das Glas hinschaute, war es, als gingen in Olimpia's Augen feuchte Mondesstrahlen auf. Es schien, als wenn nun erst die Sehkraft entzündet würde; immer lebendiger und lebendiger flammten die Blicke. Nathanael lag wie festgezaubert im Fenster, immer fort und fort die himmlisch-schöne Olimpia betrachtend. Ein Räuspern und Scharren weckte ihn, wie aus tiefem Traum. Coppola stand hinter ihm: Tre Zechini — drei Dukat — Nathanael hatte den Opticus rein vergessen, rasch zahlte er das verlangte: „Nick so? — sköne Glas — sköne Glas!" frug Coppola mit seiner widerwärtigen heisern Stimme und dem hämischen Lächeln. „Ja ja, ja!" erwiederte Nathanael verdrießlich. „Adieu, lieber Freund!" — Coppola verließ nicht ohne viele

seltsame Seitenblicke auf Nathanael, das Zimmer. Er hörte ihn auf der Treppe laut lachen. „Nun ja, meinte Nathanael, er lacht mich aus, weil ich ihm das kleine Perspektiv gewiß viel zu theuer bezahlt habe — zu theuer bezahlt!“ — Indem er diese Worte leise sprach, war es, als halle ein tiefer Todesseufzer grauenvoll durch das Zimmer, Nathanael's Athem stockte vor innerer Angst. — Er hatte ja aber selbst so aufgeseufzt, das merkte er wohl. Clara, sprach er zu sich selber, hat wohl Recht, daß sie mich für einen abgeschmackten Geisterseher hält; aber närrisch ist es doch — ach wohl mehr, als närrisch, daß mich der dumme Gedanke, ich hätte das Glas dem Coppola zu theuer bezahlt, noch jetzt so sonderbar ängstigt; den Grund davon sehe ich gar nicht ein. — Jetzt setzte er sich hin, um den Brief an Clara zu enden, aber ein Blick durchs Fenster überzeugte ihn, daß Olimpia noch da säße und im Augenblick, wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, sprang er auf, ergriff Coppola's Perspektiv und konnte nicht

los von Olimpia's verführerischem Anblick, bis ihn Freund und Bruder Sigemund abrief in's Collegium bei dem Professor Spalanzani. Die Gardine vor dem verhängnißvollen Zimmer war dicht zugezogen, er konnte Olimpia eben so wenig hier, als die beiden folgenden Tage hindurch in ihrem Zimmer, entdecken, unerachtet er kaum das Fenster verließ und fortwährend durch Coppola's Perspektiv hinüberschaute. Am dritten Tage wurden sogar die Fenster verhängt. Ganz verzweifelt und getrieben von Sehnsucht und glühendem Verlangen lief er hinaus vor's Thor. Olimpia's Gestalt schwebte vor ihm her in den Lüften und trat aus dem Gebüsch, und guckte ihn an mit großen strahlenden Augen, aus dem hellen Bach. Clara's Bild war ganz aus seinem Innern gewichen, er dachte nichts, als Olimpia und klagte ganz laut und weinerlich: Ach Du mein hoher herrlicher Liebesstern, bist Du mir denn nur aufgegangen, um gleich wieder zu verschwinden, und mich zu lassen in finstrer hoffnungsloser Nacht?

Als er zurückkehren wollte in seine Wohnung, wurde er in Spalanzani's Hause ein geräusch-volles Treiben gewahr. Die Thüren standen offen, man trug allerlei Geräthe hinein, die Fenster des ersten Stocks waren ausgehoben, geschäftige Mägde kehrten und stäubten mit großen Haar-besen hin und herfahrend, inwendig klopften und hämmerten Tischler und Tapezierer. Nathanael blieb in vollem Erstaunen auf der Straße stehen; da trat Siegmund lachend zu ihm und sprach: „Nun, was sagst Du zu unserem alten Spalanzani?" Nathanael versicherte, daß er gar nichts sagen könne, da er durchaus nichts vom Professor wisse, vielmehr mit großer Verwunderung wahrnehme, wie in dem stillen düstern Hause ein tolles Treiben und Wirthschaf-ten losgegangen; da erfuhr er denn von Sieg-mund, daß Spalanzani morgen ein großes Fest geben wolle, Conzert und Ball, und daß die halbe Universität eingeladen sei. Allgemein ver-breite man, daß Spalanzani seine Tochter Olimpia, die er so lange jedem menschlichen

Auge recht ängstlich entzogen, zum erstenmahl erscheinen lassen werde.

Nathanael fand eine Einladungskarte und ging mit hochklopfendem Herzen zur bestimmten Stunde, als schon die Wagen rollten und die Lichter in den geschmückten Sälen schimmerten, zum Professor. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend. Olimpia erschien sehr reich und geschmackvoll gekleidet. Man mußte ihr schön-geformtes Gesicht, ihren Wuchs bewundern. Der etwas seltsam eingebogene Rücken, die wespen-artige Dünne des Leibes schien von zu starkem Einschnüren bewirkt zu seyn. In Schritt und Stellung hatte sie etwas abgemessenes und steifes, das manchem unangenehm auffiel; man schrieb es dem Zwange zu, den ihr die Gesellschaft auflegte. Das Conzert begann. Olimpia spielte den Flügel mit großer Fertigkeit und trug eben so eine Bravour-Arie mit heller, beinahe schneidender Glasglockenstimme vor. Nathanael war ganz entzückt; er stand in der hintersten Reihe und

konnte im blendenden Kerzenlicht Olimpia's Züge nicht ganz erkennen. Ganz unvermerkt nahm er deshalb Coppola's Glas hervor und schaute hin nach der schönen Olimpia. Ach! — da wurde er gewahr, wie sie voll Sehnsucht nach ihm herübersah', wie jeder Ton erst deutlich aufging in dem Liebesblick, der zündend sein Inneres durchdrang. Die künstlichen Rouladen schienen dem Nathanael das Himmelsjauchzen des in Liebe verklärten Gemüths, und als nun endlich nach der Cadenz der lange Trillo recht schmetternd durch den Saal gellte, konnte er wie von glühenden Aermen plötzlich erfaßt sich nicht mehr halten, er mußte vor Schmerz und Entzücken laut aufschreien: Olimpia! — Alle sahen sich um nach ihm, manche lachten. Der Domorganist schnitt aber noch ein finstreres Gesicht, als vorher und sagte blos: Nun nun! — Das Conzert war zu Ende, der Ball fing an. „Mit ihr zu tanzen! — mit ihr! das war nun dem Nathanael das Ziel aller Wünsche, alles Stre-

bens; aber wie sich erheben zu dem Muth, Sie, die Königin des Festes, aufzufordern? Doch! — er selbst wußte nicht wie es geschah, daß er, als schon der Tanz angefangen, dicht neben Olimpia stand, die noch nicht aufgefordert worden, und daß er, kaum vermögend einige Worte zu stammeln, ihre Hand ergriff. Eiskalt war Olimpia's Hand, er fühlte sich durchbebt von grausigem Todesfrost, er starrte Olimpia ins Auge, das strahlte ihm voll Liebe und Sehnsucht entgegen und in dem Augenblick war es auch, als fingen an in der kalten Hand Pulse zu schlagen und des Lebensblutes Ströme zu glühen. Und auch in Nathanael's Innerm glühte höher auf die Liebeslust, er umschlang die schöne Olimpia und durchflog mit ihr die Reihen. — Er glaubte sonst recht taktmäßig getanzt zu haben, aber an der ganz eignen rythmischen Festigkeit, womit Olimpia tanzte und die ihn oft ordentlich aus der Haltung brachte, merkte er bald, wie sehr ihm der Takt gemangelt. Er wollte jedoch mit keinem

andern Frauenzimmer mehr tanzen und hätte jeden, der sich Olimpia näherte, um sie aufzufordern, nur gleich ermorden mögen. Doch nur zweimal geschah dies, zu seinem Erstaunen blieb darauf Olimpia bei jedem Tanze sitzen und er ermangelte nicht, immer wieder sie aufzuziehen. Hätte Nathanael außer der schönen Olimpia noch etwas anders zu sehen vermocht, so wäre allerlei fataler Zank und Streit unvermeidlich gewesen; denn offenbar ging das hableise, mühsam unterdrückte Gelächter, was sich in diesem und jenem Winkel unter den jungen Leuten erhob, auf die schöne Olimpia, die sie mit ganz kuriosen Blicken verfolgten, man konnte gar nicht wissen, warum? Durch den Tanz und durch den reichlich genossenen Wein erhitzt, hatte Nathanael alle ihm sonst eigne Scheu abgelegt. Er saß neben Olimpia, ihre Hand in der seinigen und sprach hoch entflammt und begeistert von seiner Liebe in Worten, die keiner verstand, weder er, noch Olimpia. Doch diese vielleicht; denn sie

sah ihm unverrückt ins Auge und seufzte einmahl über's andere: Ach — Ach — Ach! — worauf denn Nathanael also sprach „O Du herrliche, himmlische Frau! — Du Strahl aus dem verheißenen Jenseits der Liebe — Du tiefes Gemüth, in dem sich mein ganzes Seyn spiegelt" und noch mehr dergleichen, aber Olimpia seufzte blos immer wieder: Ach, Ach! — Der Professor Spalanzani ging einigemahl bei den Glücklichen vorüber und lächelte sie ganz seltsam zufrieden an. Dem Nathanael schien es, unerachtet er sich in einer ganz andern Welt befand, mit einemmahl, als würd' es hienieden beim Professor Spalanzani merklich finster; er schaute um sich und wurde zu seinem nicht geringen Schreck gewahr, daß eben die zwei letzten Lichter in dem leeren Saal hernieder brennen und ausgehen wollten. Längst hatten Musik und Tanz aufgehört. „Trennung, Trennung", schrie er ganz wild und verzweifelt, er küßte Olimpia's Hand, er neigte sich zu ihrem Munde, eiskalte Lippen be-

gegneten seinen glühenden! — So wie, als er Olimpia's kalte Hand berührte, fühlte er sich von innerem Grausen erfaßt, die Legende von der todten Braut ging ihm plötzlich durch den Sinn; aber fest hatte ihn Olimpia an sich gedrückt, und in dem Kuß schienen die Lippen zum Leben zu erwarmen. — Der Professor Spalanzani schritt langsam durch den leeren Saal, seine Schritte klangen hohl wieder und seine Figur, von flackernden Schlagschatten umspielt, hatte ein grauliches gespenstisches Ansehen. „Liebst Du mich — Liebst Du mich Olimpia? — Nur dies Wort! — Liebst Du mich?" So flüsterte Nathanael, aber Olimpia seufzte, indem sie aufstand, nur: „Ach — Ach!" „Ja Du mein holder, herrlicher Liebesstern, sprach Nathanael, bist mir aufgegangen und wirst leuchten, wirst verklären mein Inneres immerdar!" „Ach, ach!" replizirte Olimpia fortschreitend. Nathanael folgte ihr, sie standen vor dem Professor. „Sie haben sich außerordentlich lebhaft mit meiner Toch-

ter unterhalten", sprach dieser lächelnd: „Nun, nun, lieber Herr Nathanael, finden Sie Geschmack daran, mit dem blöden Mädchen zu conversiren, so sollen mir Ihre Besuche willkommen seyn." — Einen ganzen hellen strahlenden Himmel in der Brust schied Nathanael von dannen: Spalanzani's Fest war der Gegenstand des Gesprächs in den folgenden Tagen. Unerachtet der Professor alles gethan hatte, recht splendid zu erscheinen, so wußten doch die lustigen Köpfe von allerlei Unschicklichem und Sonderbarem zu erzählen, das sich begeben, und vorzüglich fiel man über die todtstarre, stumme Olimpia her, der man, ihres schönen Aeußern unerachtet, totalen Stumpfsinn andichten und darin die Ursache finden wollte, warum Spalanzani sie so lange verborgen gehalten. Nathanael vernahm das nicht ohne innern Grimm, indessen schwieg er; denn, dachte er, würde es wohl verlohnen, diesen Burschen zu beweisen, daß eben ihr eigner Stumpfsinn es ist, der sie Olimpia's

tiefes herrliches Gemüth zu erkennen hindert? „Thu' mir den Gefallen Bruder, sprach eines Tages Siegmund, thu' mir den Gefallen und sage, wie es Dir gescheuten Kerl möglich war, Dich in das Wachsgesicht, in die Holzpuppe da drüben zu vergaffen?" Nathanael wollte zornig auffahren, doch schnell besann er sich und erwiederte: „Sage Du mir Siegmund, wie Deinem, sonst alles Schöne klar auffassenden Blick, Deinem regen Sinn, Olimpia's himmlischer Liebreiz entgehen konnte? Doch eben deshalb habe ich, Dank sei es dem Geschick, Dich nicht zum Nebenbuhler; denn sonst müßte einer von uns blutend fallen." Siegmund merkte wohl, wie es mit dem Freunde stand, lenkte geschickt ein, und fügte, nachdem er geäußert, daß in der Liebe niemahls über den Gegenstand zu richten sei, hinzu: „Wunderlich ist es doch, daß viele von uns über Olimpia ziemlich gleich urtheilen. Sie ist uns — nimm es nicht übel, Bruder! — auf seltsame Weise starr und seelenlos erschienen. Ihr Wuchs

ist

ist regelmäßig, so wie ihr Gesicht, das ist wahr! — Sie könnte für schön gelten, wenn ihr Blick nicht so ganz ohne Lebensstrahl, ich möchte sagen, ohne Sehkraft wäre. Ihr Schritt ist sonderbar abgemessen, jede Bewegung scheint durch den Gang eines aufgezogenen Räderwerks bedingt. Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehm richtigen geistlosen Takt der singenden Maschine und eben so ist ihr Tanz. Uns ist diese Olimpia ganz unheimlich geworden, wir mochten nichts mit ihr zu schaffen haben, es war uns als thue sie nur so wie ein lebendiges Wesen und doch habe es mit ihr eine eigne Bewandniß." — Nathanael gab sich dem bittern Gefühl, das ihn bei diesen Worten Siegmund's ergreifen wollte, durchaus nicht hin, er wurde Herr seines Unmuths und sagte blos sehr ernst: „Wohl mag Euch, ihr kalten prosaischen Menschen, Olimpia unheimlich seyn. Nur dem poetischen Gemüth entfaltet sich das gleich organisirte! — Nur mir ging ihr Liebesblick auf und durchstrahlte Sinn und Gedanken,

nur in Olimpia's Liebe finde ich mein Selbst wieder. Auch mag es nicht recht seyn, daß sie nicht in platter Conversation faselt, wie die andern flachen Gemüther. Sie spricht wenig Worte, das ist wahr; aber diese wenigen Worte erscheinen als ächte Hieroglyphe der innern Welt voll Liebe und hoher Erkenntniß des geistigen Lebens in der Anschauung des ewigen Jenseits. Doch für Alles das habt ihr keinen Sinn und alles sind verlorne Worte." „Behüte Dich Gott, Herr Bruder," sagte Siegmund sehr sanft, beinahe wehmüthig, „aber mir scheint es, Du seist auf bösem Wege. Auf mich kannst Du rechnen, wenn alles — Nein, ich mag nichts weiter sagen! —" Dem Nathanael war es plötzlich, als meine der kalte prosaische Siegmund es sehr treu mit ihm, er schüttelte daher die ihm dargebotene Hand recht herzlich. —

Nathanael hatte rein vergessen, daß es eine Clara in der Welt gebe, die er sonst geliebt; — die Mutter — Lothar — Alle waren aus seinem

Gedächtniß entschwunden, er lebte nur für Olimpia, bei der er täglich Stundenlang saß und von seiner Liebe, von zum Leben erglühter Sympathie, von psychischer Wahlverwandtschaft fantasirte, welches alles Olimpia mit großer Andacht anhörte. Aus dem tiefsten Grunde des Schreibpults holte Nathanael alles hervor, was er jemals geschrieben. Gedichte, Fantasien, Visionen, Romane, Erzählungen, das wurde täglich vermehrt mit allerlei ins Blaue fliegenden Sonetten, Stanzen, Canzonen, und das alles las er der Olimpia Stundenlang hinter einander vor, ohne zu ermüden. Aber auch noch nie hatte er eine solche herrliche Zuhörerin gehabt. Sie stickte und strickte nicht, sie sah' nicht durch's Fenster, sie fütterte keinen Vogel, sie spielte mit keinem Schooshündchen, mit keiner Lieblingskatze, sie drehte kein Papierschnitzchen, oder sonst etwas in der Hand, sie durfte kein Gähnen durch einen leisen erzwungenen Husten bezwingen — Kurz! — Stundenlang sah sie mit starrem Blick unver-

wandt dem Geliebten ins Auge, ohne sich zu rük-ken und zu bewegen und immer glühender, immer lebendiger wurde dieser Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufstand und ihr die Hand, auch wohl den Mund küßte, sagte sie: „Ach, Ach!" — dann aber: „Gute Nacht, mein Lieber!" — „O du herrliches, du tiefes Gemüth, rief Nathanael auf seiner Stube: nur von Dir, von Dir allein werd' ich ganz verstanden." Er erbebte vor innerm Entzücken, wenn er bedachte, welch' wunderbarer Zusammenklang sich in seinem und Olimpia's Gemüth täglich mehr offenbare; denn es schien ihm, als habe Olimpia über seine Werke, über seine Dichtergabe überhaupt recht tief aus seinem Innern gesprochen, ja als habe die Stimme aus seinem Innern selbst herausgetönt. Das mußte denn wohl auch seyn; denn mehr Worte als vorhin erwähnt, sprach Olimpia niemals. Erinnerte sich aber auch Nathanael in hellen nüchternen Augenblicken, z. B. Morgens gleich nach dem Erwachen, wirklich an Olimpia's

gänzliche Passivität und Wortkargheit, so sprach er doch: „Was sind Worte — Worte! — Der Blick ihres himmlischen Auges sagt mehr als jede Sprache hienieden. Vermag denn überhaupt ein Kind des Himmels sich einzuschichten in den engen Kreis, den ein klägliches irdisches Bedürfniß gezogen?“ — Professor Spalanzani schien hoch erfreut über das Verhältniß seiner Tochter mit Nathanael; er gab diesem allerlei unzweideutige Zeichen seines Wohlwollens und als es Nathanael endlich wagte von ferne auf eine Verbindung mit Olimpia anzuspielen, lächelte dieser mit dem ganzen Gesicht und meinte: Er werde seiner Tochter völlig freie Wahl lassen. — Ermuthigt durch diese Worte, brennendes Verlangen im Herzen, beschloß Nathanael, gleich am folgenden Tage Olimpia anzuflehen, daß sie das unumwunden in deutlichen Worten ausspreche, was längst ihr holder Liebesblick ihm gesagt, daß sie sein Eigen immerdar seyn wolle. Er suchte nach dem Ringe, den ihm beim Abschiede die

Mutter geschenkt, um ihn Olimpia als Symbol seiner Hingebung, seines mit ihr aufkeimenden, blühenden Lebens darzureichen. Clara's, Lothar's Briefe fielen ihm dabei in die Hände; gleichgültig warf er sie bei Seite, fand den Ring, steckte ihn ein und rannte herüber zu Olimpia. Schon auf der Treppe, auf dem Flur, vernahm er ein wunderliches Getöse; es schien aus Spalanzani's Studirzimmer heraus zu schallen. — Ein Stampfen — ein Klirren — ein Stoßen — Schlagen gegen die Thür, dazwischen Flüche und Verwünschungen. „Laß los — laß los — Infamer — Verruchter! — Darum Leib und Leben daran gesetzt? — ha ha ha ha! — so haben wir nicht gewettet — ich, ich hab' die Augen gemacht — ich das Räderwerk — dummer Teufel mit deinem Räderwerk — verfluchter Hund von einfältigem Uhrmacher — fort mit dir — Satan — halt — Peipendreher — teuflischer Bestie! — halt — fort — laß los! — Es waren Spalanzani's und des gräßlichen Coppelius Stimmen,

die so durch einander schwirrten und tobten. Hinein stürzte Nathanael von namenloser Angst ergriffen. Der Professor hatte eine weibliche Figur bei den Schultern gepackt, der Italiäner Coppola bei den Füßen, die zerrten und zogen sie hin und her, streitend in voller Wuth um den Besitz. Voll tiefen Entsetzens prallte Nathanael zurück, als er die Figur für Olimpia erkannte; aufflammend in wildem Zorn wollte er den Wüthenden die Geliebte entreissen, aber in dem Augenblick wand Coppola sich mit Riesenkraft drehend die Figur dem Professor aus den Händen und versetzte ihm mit der Figur selbst einen fürchterlichen Schlag, daß er rücklings über den Tisch, auf dem Phiolen, Retorten, Flaschen, gläserne Cylinder standen, taumelte und hinstürzte; alles Geräth klirrte in tausend Scherben zusammen. Nun warf Coppola die Figur über die Schulter und rannte mit fürchterlich gellendem Gelächter rasch fort die Treppe herab, so daß die häßlich herunterhängenden Füße der Figur auf den

Stufen hölzern klapperten und dröhnten. — Erstarrt stand Nathanael — nur zu deutlich hatte er gesehen, Olimpia's todterbleichtes Wachsgesicht hatte keine Augen, statt ihrer schwarze Höhlen; sie war eine leblose Puppe. Spalanzani wälzte sich auf der Erde, Glasscherben hatten ihm Kopf, Brust und Arm zerschnitten, wie aus Springquellen strömte das Blut empor. Aber er raffte seine Kräfte zusammen. — „Ihm nach — ihm nach, was zauderst Du? — Coppelius — Coppelius, mein bestes Automat hat er mir geraubt — Zwanzig Jahre daran gearbeitet — Leib und Leben daran gesetzt — das Räderwerk — Sprache — Gang — mein — die Augen — die Augen Dir gestohlen. — Verdammter — Verfluchter — ihm nach — hohl mir Olimpia — da hast Du die Augen! —" Nun sah Nathanael, wie ein Paar blutige Augen auf dem Boden liegend ihn anstarrten, die ergriff Spalanzani mit der unverletzten Hand und warf sie nach ihm, daß sie seine Brust trafen. — Da

packte ihn der Wahnsinn mit glühenden Krallen und fuhr in sein Inneres hinein Sinn und Gedanken zerreissend. „Hui — hui — hui! — Feuerkreis — Feuerkreis! dreh Dich Feuerkreis — lustig — lustig! — Holzpüppchen hui schön' Holzpüppchen dreh Dich —" damit warf er sich auf den Professor und drückte ihm die Kehle zu. Er hätte ihn erwürgt, aber das Getöse hatte viele Menschen herbeigelockt, die drangen ein, rissen den wüthenden Nathanael auf und retteten so den Professor, der gleich verbunden wurde. Siegmund, so stark er war, vermochte nicht den Rasenden zu bändigen; der schrie mit fürchterlicher Stimme immer fort; „Holzpüppchen dreh' Dich" und schlug um sich mit geballten Fäusten. Endlich gelang es der vereinten Kraft mehrerer, ihn zu überwältigen, indem sie ihn zu Boden warfen und banden. Seine Worte gingen unter in entsetzlichem thierischen Gebrüll. So in gräßlicher Raserei tobend wurde er nach dem Tollhause gebracht. —

Ehe ich, günstiger Leser! Dir zu erzählen fortfahre, was sich weiter mit dem unglücklichen Nathanael zugetragen, kann ich Dir, solltest Du einigen Antheil an dem geschickten Mechanikus und Automat-Fabrikanten Spalanzani nehmen, versichern, daß er von seinen Wunden völlig geheilt wurde. Er mußte indeß die Universität verlassen, weil Nathanael's Geschichte Aufsehen erregt hatte und es allgemein für gänzlich unerlaubten Betrug gehalten wurde, vernünftigen Theezirkeln (Olimpia hatte sie mit Glück besucht) statt der lebendigen Person eine Holzpuppe einzuschwärzen. Juristen nannten es sogar einen feinen und um so härter zu bestrafenden Betrug, als er gegen das Publikum gerichtet und so schlau angelegt worden, daß kein Mensch (ganz kluge Studenten ausgenommen) es gemerkt habe, unerachtet jetzt alle weise thün und sich auf allerlei Thatsachen berufen wollten, die ihnen verdächtig vorgekommen. Diese letzteren brachten aber eigentlich nichts gescheutes zu Tage. Denn konnte z. B. wohl irgend

jemanden verdächtig vorgekommen seyn, daß nach der Aussage eines eleganten Theeisten Olimpia gegen alle Sitte öfter genießet, als gegähnt hatte? Ersteres, meinte der Elegant, sei das Selbstaufziehen des verborgenen Triebwerks gewesen, merklich habe es dabei geknarrt u. s. w. Der Professor der Poesie und Beredsamkeit nahm eine Prise, klappte die Dose zu, räusperte sich und sprach feierlich: „Hochzuverehrende Herren und Damen! merken Sie denn nicht, wo der Hase im Pfeffer liegt? Das Ganze ist eine Allegorie — eine fortgeführte Metapher! — Sie verstehen mich! — Sapienti sat!" Aber viele hochzuverehrende Herren beruhigten sich nicht dabei; die Geschichte mit dem Automat hatte tief in ihrer Seele Wurzel gefaßt und es schlich sich in der That abscheuliches Mißtrauen gegen menschliche Figuren ein. Um nun ganz überzeugt zu werden, daß man keine Holzpuppe liebe, wurde von mehrern Liebhabern verlangt, daß die Geliebte etwas taktlos singe und tanze, daß sie beim Vorlesen sticke,

stricke, mit dem Möpschen spiele u. s. w. vor allen Dingen aber, daß sie nicht bloß höre, sondern auch manchmahl in der Art spreche, daß dies Sprechen wirklich ein Denken und Empfinden voraussetze. Das Liebesbündniß vieler wurde fester und dabei anmuthiger, andere dagegen gingen leise aus einander. „Man kann wahrhaftig nicht dafür stehen," sagte dieser und jener. In den Thees wurde unglaublich gegähnt und niemahls genießet, um jedem Verdacht zu begegnen. — Spalanzani mußte, wie gesagt, fort, um der Criminaluntersuchung wegen der menschlichen Gesellschaft betrüglicher Weise eingeschobenen Automats zu entgehen. Coppola war auch verschwunden. —

Nathanael erwachte wie aus schwerem, fürchterlichem Traum, er schlug die Augen auf und fühlte wie ein unbeschreibliches Wonnegefühl mit sanfter himmlischer Wärme ihn durchströmte. Er lag in seinem Zimmer in des Vaters Hause auf dem Bette, Clara hatte sich über ihn hingebeugt

und unfern standen die Mutter und Lothar. „Endlich, endlich, o mein herzlieber Nathanael — nun bist Du genesen von schwerer Krankheit — nun bist Du wieder mein!“ — So sprach Clara recht aus tiefer Seele und faßte den Nathanael in ihre Arme. Aber dem quollen vor lauter Wehmuth und Entzücken die hellen glühenden Thränen aus den Augen und er stöhnte tief auf: „Meine — meine Clara!“ — Siegmund, der getreulich ausgeharrt bei dem Freunde in großer Noth, trat herein. Nathanael reichte ihm die Hand: „Du treuer Bruder hast mich doch nicht verlassen.“ — Jede Spur des Wahnsinns war verschwunden, bald erkräftigte sich Nathanael in der sorglichen Pflege der Mutter, der Geliebten, der Freunde. Das Glück war unterdessen in das Haus eingekehrt; denn ein alter karger Oheim, von dem niemand etwas gehofft, war gestorben und hatte der Mutter nebst einem nicht unbedeutenden Vermögen ein Gütchen in einer angenehmen Gegend unfern der

Stadt hinterlassen. Dort wollten sie hinziehen, die Mutter, Nathanael mit seiner Clara, die er nun zu heirathen gedachte, und Lothar. Nathanael war milder, kindlicher geworden, als er je gewesen und erkannte nun erst recht Clara's himmlisch reines, herrliches Gemüth. Niemand erinnerte ihn auch nur durch den leisesten Anklang an die Vergangenheit. Nur, als Siegmund von ihm schied, sprach Nathanael: „bei Gott Bruder! ich war auf schlimmen Wege, aber zu rechter Zeit leitete mich ein Engel auf den lichten Pfad! — Ach es war ja Clara! —" Siegmund ließ ihn nicht weiter reden, aus Besorgniß, tief verletzende Erinnerungen möchten ihm zu hell und flammend aufgehen. — Es war an der Zeit, daß die vier glücklichen Menschen nach dem Gütchen ziehen wollten. Zur Mittagsstunde gingen sie durch die Straßen der Stadt. Sie hatten manches eingekauft, der hohe Rathsthurm warf seinen Riesenschatten über den Markt. „Ei! sagte Clara: steigen wir doch noch einmal her-

auf und schauen in das ferne Gebirge hinein!“ Gesagt, gethan! Beide, Nathanael und Clara, stiegen herauf, die Mutter ging mit der Dienstmagd nach Hause, und Lothar, nicht geneigt, die vielen Stufen zu erklettern, wollte unten warten. Da standen die beiden Liebenden Arm in Arm auf der höchsten Gallerie des Thurmes und schauten hinein in die duftigen Waldungen, hinter denen das blaue Gebirge, wie eine Riesenstadt, sich erhob.

„Sieh' doch den sonderbaren kleinen grauen Busch, der ordentlich auf uns los zu schreiten scheint“, frug Clara. — Nathanael faßte mechanisch nach der Seitentasche; er fand Coppola's Perspektiv, er schaute seitwärts — Clara stand vor dem Glase! — Da zuckte es krampfhaft in seinen Pulsen und Adern — todtenbleich starrte er Clara an, aber bald glühten und sprühten Feuerströme durch die rollenden Augen, gräßlich brüllte er auf, wie ein gehetztes Thier; dann sprang er hoch in die Lüfte und grausig dazwi-

schen lachend schrie er in schneidendem Ton: „Holzpüppchen dreh' Dich — Holzpüppchen dreh' Dich" — und mit gewaltiger Kraft faßte er Clara und wollte sie herabschleudern, aber Clara krallte sich in verzweifelnder Todesangst fest an das Geländer. Lothar hörte den Rasenden toben, er hörte Clara's Angstgeschrei, gräßliche Ahnung durchflog ihn, er rannte herauf, die Thür der zweiten Treppe war verschlossen — stärker hallte Clara's Jammergeschrei. Unsinnig vor Wuth und Angst stieß er gegen die Thür, die endlich aufsprang — Matter und matter wurden nun Clara's Laute: „Hülfe — rettet — rettet —" so erstarb die Stimme in den Lüften. Sie ist hin — ermordet von dem Rasenden, so schrie Lothar. Auch die Thür zur Gallerie war zugeschlagen. — Die Verzweiflung gab ihm Riesenkraft, er sprengte die Thür aus den Angeln. Gott im Himmel — Clara schwebte von dem rasenden Nathanael erfaßt über der Gallerie in den Lüften — nur mit einer Hand hatte sie

noch

noch die Eisenstäbe umklammert. Rasch wie der Blitz erfaßte Lothar die Schwester, zog sie hinein, und schlug in demselben Augenblick mit geballter Faust dem Wüthenden in's Gesicht, daß er zurückprallte und die Todesbeute fahren ließ.

Lothar rannte herab, die ohnmächtige Schwester in den Armen. — Sie war gerettet. — Nun raste Nathanael herum auf der Gallerie und sprang hoch in die Lüfte und schrie „Feuerkreis dreh' dich — Feuerkreis dreh' dich" — Die Menschen liefen auf das wilde Geschrei zusammen; unter ihnen ragte riesengroß der Advokat Coppelius hervor, der eben in die Stadt gekommen und gerades Weges nach dem Markt geschritten war. Man wollte herauf, um sich des Rasenden zu bemächtigen, da lachte Coppelius sprechend: „ha ha — wartet nur, der kommt schon herunter von selbst," und schaute wie die übrigen hinauf. Nathanael blieb plötzlich wie erstarrt stehen, er bückte sich herab, wurde den Coppelius gewahr und mit dem gellenden Schrei:

„Ha! Sköne Oke — Sköne Oke," sprang er über das Geländer. —

Als Nathanael mit zerschmettertem Kopf auf dem Steinpflaster lag, war Coppelius im Gewühl verschwunden. —

Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend Clara gesehen haben, wie sie mit einem freundlichen Mann, Hand in Hand vor der Thüre eines schönen Landhauses saß und vor ihr zwei muntre Knaben spielten. Es wäre daraus zu schließen, daß Clara das ruhige häusliche Glück noch fand, das ihrem heitern lebenslustigen Sinn zusagte und das ihr der im Innern zerrissene Nathanael niemals hätte gewähren können.

Ignaz Denner.

Vor alter längst verfloßner Zeit lebte in einem wilden einsamen Forst des Fuldaischen Gebiets ein wackrer Jägersmann, Andres mit Namen. Er war sonst Leibjäger des Herrn Grafen Aloys von Bach gewesen, den er auf weiten Reisen durch das schöne Welschland begleitet, und einmal, als sie auf den unsichern Wegen in dem Königreich Neapel von Straßenräubern angefallen wurden, durch seine Klugheit und Tapferkeit aus großer Lebensgefahr gerettet hatte. In dem Wirthshause zu Neapel, wo sie eingekehrt waren, befand sich ein armes, bildschönes Mädchen, die von dem Hauswirth, der sie als eine Waise aufgenommen, gar hart behandelt und zu den nie-

drigsten Arbeiten in Hof und Küche gebraucht wurde. Andres suchte sie, so gut er sich ihr verständlich machen konnte, mit trostreichen Worten aufzurichten, und das Mädchen faßte solche Liebe zu ihm, daß sie sich nicht mehr von ihm trennen, sondern mitziehen wollte nach dem kalten Deutschland. Der Graf von Bach, gerührt von Andres Bitten und Giorgina's Thränen, erlaubte, daß sie sich zu dem geliebten Andres auf den Kutschenbock setzen, und so die beschwerliche Reise machen durfte. Schon ehe sie über die Gränzen von Italien hinausgekommen, ließ sich Andres mit seiner Giorgina trauen und als sie dann nun endlich zurückgekehrt waren auf die Güter des Grafen von Bach, glaubte dieser den treuen Diener recht zu belohnen, da er ihn zu seinem Revierjäger ernannte. Mit seiner Giorgina und einem alten Knecht zog er in den einsamen rauhen Wald, den er schützen sollte wider die Freijäger und Holzdiebe. Statt des gehofften Wohlstandes, den ihm der Graf von

Bach verheißen, führte er aber ein beschwerliches, mühseliges, dürftiges Leben und gerieth bald in Kummer und Elend. Der kleine Lohn an baarem Gelde, den er von dem Grafen erhielt, reichte kaum hin, sich und seine Giorgina zu kleiden; die geringen Gefälle, die ihm bei Holzverkäufen zukamen, waren selten und ungewiß und den Garten, auf dessen Bebauung und Benutzung er angewiesen, verwüsteten oft die Wölfe und die wilden Schweine, er mochte mit seinem Knecht auf der Hut seyn, wie er wollte, so daß bisweilen in einer Nacht die letzte Hoffnung des Lebensunterhalts vereitelt ward. Dabei war sein Leben stets bedroht von den Holzdieben und Freischützen. Jeder Lockung widerstand er als ein wackrer frommer Mann, der lieber darben, als ungerechtes Gut an sich bringen wollte und verwaltete sein Amt getreulich und tapfer, deshalb stellten sie ihm nach auf gefährliche Weise, und nur seine treuen Doggen schützten ihn vor nächtlichem Ueberfall des Raubge-

sindels. Giorgina, des Clima's und der Lebensweise in dem wilden Forst ganz ungewohnt, welkte zusehends hin. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe verwandelte sich in fahles Gelb, ihre lebhaften blitzenden Augen wurden düster, und ihr voller, üppiger Wuchs magerte mit jedem Tage mehr ab. Oft erwachte sie in mondheller Nacht. Schüsse krachten in der Ferne durch den Wald, die Doggen heulten, leise erhob sich der Mann vom Lager und schlich mit dem Knecht murmelnd hinaus in den Forst. Dann betete sie inbrünstig zu Gott und zu den Heiligen, daß sie und ihr treuer Mann errettet werden möchten aus dieser schrecklichen Einöde und aus der steten Todesgefahr. Die Geburt eines Knaben warf Giorgina endlich auf das Krankenlager, und immer schwächer und schwächer werdend, sah sie ihr Ende vor Augen. Dumpf in sich hinbrütend, schlich der unglückliche Andres umher; alles Glück war mit der Krankheit seines Weibes von ihm gewichen. Wie neckendes, gespenstisches Wesen guckte das

Wild aus den Büschen; so wie er sein Gewehr abdrückte, war es verstoben in der Luft. Er konnte kein Thier mehr treffen und nur sein Knecht, ein geübter Schütze, beschaffte das Wild, welches er dem Grafen von Bach zu liefern gehalten war. Einst saß er an Giorgina's Bette, den starren Blick auf das geliebte Weib gerichtet, die ermattet zum Tode kaum mehr athmete. In dumpfem, lautlosem Schmerz hatte er ihre Hand gefaßt und hörte nicht das Aechzen des Knaben, der nahrungslos verschmachten wollte. Der Knecht ging schon am frühen Morgen nach Fulda, um für das letzte Ersparniß einige Erquikkung für die Kranke herbeizuschaffen. Kein menschliches tröstendes Wesen war weit und breit zu finden, nur der Sturm heulte in schneidenden Tönen des entsetzlichen Jammers durch die schwarzen Tannen und die Doggen winselten, wie in trostloser Klage, um den unglücklichen Herrn. Da hörte Andres auf einmal es vor dem Hause daher schreiten, wie menschliche Fußtritte. Er

glaubte, es wäre der zurückkehrende Knecht, unerachtet er ihn nicht so früh erwarten konnte, aber die Hunde sprangen heraus und bellten heftig. Es mußte ein Fremder seyn. Andres ging selbst vor die Thür: da trat ihm ein langer, hagerer Mann entgegen, in grauem Mantel, die Reisemütze tief ins Gesicht gedrückt. „Ei," sagte der Fremde: „wie bin ich doch hier im Walde so irre gegangen! Der Sturm tobt von den Bergen herab, wir bekommen ein schrecklich Wetter. Möchtet ihr nicht erlauben, lieber Herr! daß ich in Euer Haus eintreten und mich von dem beschwerlichen Wege erholen und erquicken dürfte zur weitern Reise?" „Ach Herr," erwiederte der betrübte Andres, „ihr kommt in ein Haus der Noth und des Elends und außer dem Stuhl, auf dem ihr ausruhen könnt, vermag ich kaum Euch irgend eine Erquickung anzubieten; meinem armen kranken Weibe mangelt es selbst daran, und mein Knecht, den ich nach Fulda geschickt, wird erst am späten Abend etwas zur

Labung herbeibringen.“ Unter diesen Worten waren sie in die Stube getreten. Der Fremde legte seine Reisemütze und seinen Mantel ab, unter dem er ein Felleisen und ein Kistchen trug. Er zog auch ein Stilet und ein Paar Terzerole hervor, die er auf den Tisch legte. Andres war an Giorgina's Bett getreten, sie lag in bewußtlosem Zustande. Der Fremde trat ebenfalls hinzu, schaute die Kranke lange mit scharfen, bedächtigen Blicken an und ergriff ihre Hand, den Puls sorglich erforschend. Als nun Andres voll Verzweiflung ausrief: „Ach Gott, nun stirbt sie wohl!“ da sagte der Fremde: „Mit nichten, lieber Freund! seid ganz ruhig. Euerm Weibe fehlt nichts als kräftige, gute Nahrung, und vor der Hand wird ihr ein Mittel, das zugleich reizt und stärkt, die besten Dienste thun. Ich bin zwar kein Arzt, sondern vielmehr ein Kaufmann, allein doch in der Arzneiwissenschaft nicht unerfahren, und besitze aus uralter Zeit her manches Arcanum, welches ich mit mir führe

und auch wohl verkaufe." Damit öffnete der Fremde sein Kistchen, holte eine Phiole heraus, tröpfelte von dem ganz dunkelrothen Liquor etwas auf Zucker und gab es der Kranken. Dann holte er aus dem Felleisen eine kleine geschliffene Flasche köstlichen Rheinweins und flößte der Kranken ein Paar Löffel voll ein. Den Knaben, befahl er, nur dicht an der Mutter Brust gelehnt ins Bette zu legen und beide der Ruhe zu überlassen. Dem Andres war es zu Muthe, als sei ein Heiliger herabgestiegen in die Einöde, ihm Trost und Hülfe zu bringen. Anfangs hatte ihn der stechende, falsche Blick des Fremden abgeschreckt, jetzt wurde er durch die sorgliche Theilnahme, durch die augenscheinliche Hülfe, die er der armen Giorgina leistete, zu ihm hingezogen. Er erzählte dem Fremden unverholen, wie er eben durch die Gnade, die ihm sein Herr, der Graf von Vach, angedeihen lassen wollen, in Noth und Elend gerathen sei und wie er wol Zeit seines Lebens nicht aus drückender Armuth

und Dürftigkeit kommen werde. Der Fremde tröstete ihn dagegen und meinte, wie oft ein unverhofftes Glück dem Hoffnungslosesten alle Güter des Lebens bringe, und daß man wol etwas wagen müsse, das Glück selbst sich dienstbar zu machen. „Ach lieber Herr!" erwiederte Andres, „ich vertraue Gott und der Fürsprache der Heiligen, zu denen wir, ich und mein treues Weib, jeden Tag mit Inbrunst beten. Was soll ich denn thun, um mir Geld und Gut zu verschaffen? Ist es mir nach Gottes Weisheit nicht beschieden, so wäre es ja sündlich, darnach zu trachten; soll ich aber noch in dieser Welt zu Gütern gelangen, welches ich meines armen Weibes halber wünsche, die ihr schönes Vaterland verlassen, um mir in diese wilde Einöde zu folgen, so kommt es wol, ohne daß ich Leib und Leben wage um schnödes, weltliches Gut. Der Fremde lächelte bei diesen Reden des frommen Andres auf ganz seltsame Weise und war im Begriff, etwas zu erwiedern, als Giorgina mit einem tiefen Seufzer aus

dem Schlaf, in den sie versunken, erwachte. Sie fühlte sich wunderbarlich gestärkt; auch der Knabe lächelte hold und lieblich an ihrer Brust. Andres war außer sich vor Freude, er weinte, er betete, er jubelte durch das Haus. Der Knecht war indessen zurückgekommen und bereitete, so gut er es vermochte, von den mitgebrachten Lebensmitteln das Mahl, an dem nun der Fremde Theil nehmen sollte. Der Fremde kochte selbst eine Kraftsuppe für Giorgina, und man sah, daß er allerlei Gewürz und andere Ingredienzien hineinwarf, die er bei sich getragen. Es war später Abend worden, der Fremde mußte daher bei dem Andres übernachten, und er bat, daß man ihm in derselben Stube, wo Andres und Giorgina schliefen, ein Strohlager bereiten möge. Das geschah. Andres, den die Besorgniß um Giorgina nicht schlafen ließ, bemerkte, wie der Fremde beinahe bei jedem stärkeren Athemzuge Giorgina's auffuhr, wie er stündlich aufstand, leise sich ihrem Bette

näherte, ihren Puls erforschte und ihr Arznei eintröpfelte.

Als der Morgen angebrochen, war Giorgina wieder zusehends besser geworden. Andres dankte dem Fremden, den er seinen Schutzengel nannte, aus der Fülle seines Herzens. Auch Giorgina äußerte, wie ihn wol, auf ihr inbrünstiges Gebet, Gott selbst gesendet habe zu ihrer Rettung. Dem Fremden schienen diese lebhaften Ausbrüche des Danks in gewisser Art beschwerlich zu fallen; er war sichtlich verlegen und äußerte einmal über das andere, wie er ja ein Unmensch seyn müsse, wenn er nicht der Kranken mit seiner Kenntniß und den Arzneimitteln, die er bei sich führe, habe beistehen sollen. Uebrigens sei nicht Andres, sondern er zum Dank verpflichtet, da man ihn, der Noth unerachtet, die im Hause herrsche, so gastlich aufgenommen, und er wolle auch keinesweges diese Pflicht unerfüllt lassen. Er zog einen wohlgefüllten Beutel hervor und nahm einige Goldstücke

heraus, die er dem Andres hinreichte. „Ei Herr", sagte Andres, „wie und wofür sollte ich denn so vieles Geld von Euch annehmen? Euch in meinem Hause zu beherbergen, da ihr Euch in dem wilden weitläuftigen Forst verirrt hattet, das war ja Christenpflicht, und dünkte Euch das irgend eines Dankes werth, so habt ihr mich ja überreich, ja mehr, als ich es nur mit Worten sagen mag, dadurch belohnt, daß ihr als ein weiser kunsterfahrner Mann mein liebes Weib vom augenscheinlichen Tode rettetet. Ach Herr! was Ihr an mir gethan, werde ich Euch ewiglich nicht vergessen, und Gott möge es mir verleihen, daß ich die edle That Euch mit meinem Leben und Blut lohnen könne." Bei diesen Worten des wackern Andres fuhr es wie ein rascher funkelnder Blitz aus den Augen des Fremden. „Ihr müßt, braver Mann," sprach er, „durchaus das Geld annehmen. Ihr seid das schon Euerm Weibe schuldig, der ihr damit bessere Nahrungsmittel und Pflege verschaffen könnt;

denn dieser bedarf sie nunmehro, um nicht wieder in ihren vorigen Zustand zurückzufallen, und Euerm Knaben Nahrung geben zu können.“ „Ach Herr,“ erwiederte Andres, „verzeiht es, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich Euer unverdientes Geld nicht nehmen darf. Diese innere Stimme, der ich, wie der höhern Eingebung meines Schutzheiligen, immer vertraut, hat mich bisher sicher durch das Leben geführt und mich beschützt vor allen Gefahren des Leibes und der Seele. Wollt ihr großmüthig handeln und an mir Armen ein Uebriges thun, so laßt mir ein Fläschlein von Eurer wundervollen Arznei zurück, damit durch ihre Kraft mein Weib ganz genese.“ Giorgina richtete sich im Bette auf, und der schmerzvolle wehmüthige Blick, den sie auf Andres warf, schien ihn anzuflehen, diesmal nicht so strenge auf sein inneres Widerstreben zu achten, sondern die Gabe des mildthätigen Mannes anzunehmen. Der Fremde bemerkte das und sprach: „Nun wenn ihr denn durchaus mein

Geld nicht annehmen wollt, so schenke ich es Euerm lieben Weibe, die meinen guten Willen, Euch aus der bittern Noth zu retten, nicht verschmähen wird." Damit griff er noch einmal in den Beutel, und sich der Georgina nähernd, gab er ihr wol noch einmal so viel Geld, als er vorhin dem Andres angeboten hatte. Giorgina sah das schöne funkelnde Gold mit vor Freude leuchtenden Augen, sie konnte kein Wort des Danks herausbringen, die hellen Thränen schossen ihr die Wangen herab. Der Fremde wandte sich schnell von ihr weg, und sprach zu Andres: „Seht, lieber Mann! Ihr könnet meine Gabe getrost annehmen, da ich nur etwas von großem Ueberfluß Euch mittheile. Gestehen will ich Euch, daß ich das nicht bin, was ich scheine. Nach meiner schlichten Kleidung, und da ich wie ein dürftiger wandernder Krämer zu Fuß reise, glaubt Ihr gewiß, daß ich arm bin und mich nur kümmerlich von kleinem Verdienst auf Messen und Jahrmärkten nähre: ich muß Euch

jedoch

jedoch sagen, daß ich durch glücklichen Handel mit den trefflichsten Kleinodien, den ich seit vielen Jahren treibe, ein sehr reicher Mann geworden, und nur die einfache Lebensweise aus alter Gewohnheit beibehalten habe. In diesem kleinen Felleisen und dem Kistchen bewahre ich Juwelen und köstliche, zum Theil noch im grauen Alterthum geschnittene Steine, welche viele, viele Tausende werth sind. Ich habe diesmal in Frankfurt sehr glückliche Geschäfte gemacht, so daß das wol noch lange nicht der hundertste Theil des Gewinns seyn mag, was ich Euerm lieben Weibe schenkte. Ueberdem gebe ich Euch das Geld keinesweges umsonst, sondern verlange von Euch dafür allerlei Gefälligkeiten. Ich wollte, wie gewöhnlich, von Frankfurt nach Cassel gehen und kam von Schüchtern aus vom richtigen Wege ab. Indessen habe ich gefunden, daß der Weg durch diesen Forst, den sonst die Reisenden scheuen, gerade für einen Fußgänger recht anmuthig ist, weshalb ich denn künftig auf gleicher Reise immer

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

diese Straße einschlagen und bei Euch einsprechen will. Ihr werdet daher mich jährlich zweimal bei Euch eintreffen sehen; nehmlich zu Ostern, wenn ich von Frankfurt nach Cassel wandere, und im späten Herbst, wenn ich von der Leipziger Michaelis-Messe nach Frankfurt und von dort nach der Schweiz und wol auch nach Welschland gehe. Dann sollt ihr mich für gute Bezahlung — einen — zwei auch wol drei Tage bei Euch beherbergen und das ist die erste Gefälligkeit, um die ich Euch ersuche."

„Ferner bitte ich Euch, dieses kleine Kistchen, worin Waaren sind, die ich in Cassel nicht brauche, und das mir beim Wandern hinderlich ist, zu behalten, bis ich künftigen Herbst wieder bei Euch einspreche. Nicht verhehlen will ich, daß die Waaren viele Tausende werth sind, aber ich mag Euch deshalb doch kaum größere Sorglichkeit empfehlen, da ich nach der Treue und Frömmigkeit, die Ihr an den Tag legt, Euch zutraue, daß Ihr auch das Geringste, was ich Euch zurückließe,

sorgfältig aufbewahren würdet; zumal werdet Ihr das bei Sachen von solch' großem Werthe, als die sind, welche in dem Kistchen verschlossen, sicherlich thun. Seht, das ist der zweite Dienst, den ich von Euch fordere. Das dritte, was ich verlange, wird Euch wohl am schwersten fallen, unerachtet es mir jetzt am nöthigsten thut. Ihr sollt Euer liebes Weib nur auf diesen Tag verlassen und mich aus dem Forst bis auf die Straße nach Hirschfeld geleiten, wo ich bei Bekannten einsprechen und dann meine Reise nach Cassel fortsetzen will. Denn außer dem, daß ich des Weges im Forst nicht recht kundig bin und mich daher zum zweitenmal verirren könnte, ohne von einem so wackern Mann, wie ihr es seid, aufgenommen zu werden, ist es auch in der Gegend nicht recht geheuer. Euch als einem Jägersmann aus der Gegend wird man nichts anhaben, aber ich, als einsamer Wanderer, könnte wohl gefährdet werden. Man sprach in Frankfurt davon, daß eine Räuberbande, die sonst die Gegend von

Schaffhausen unsicher machte und sich bis nach Strasburg herauf ausdehnte, nunmehr sich ins Fuldaische geworfen haben soll, da die von Leipzig nach Frankfurt reisenden Kaufleute ihnen reicheren Gewinnst versprachen, als sie dort finden konnten. Wie leicht wär' es möglich, daß sie mich schon von Frankfurt aus als reichen Juwelenhändler kennten. Hab' ich also ja durch die Rettung Eures Weibes Dank verdient, so könnt ihr mich dadurch reichlich lohnen, daß Ihr aus diesem Forste mich auf Weg und Steg leitet. Andres war mit Freuden bereit, Alles zu erfüllen, was man von ihm verlangte, und machte sich gleich, wie es der Fremde wünschte, zur Wanderung fertig, indem er seine Jägeruniform anzog, seine Doppelbüchse und seinen tüchtigen Hirschfänger umschnallte und dem Knecht befahl, zwei von den Doggen anzukuppeln. Der Fremde hatte unterdessen das Kistchen geöffnet und die prächtigsten Geschmeide, Halsketten — Ohrringe — Spangen herausgenommen, die er auf Giorgi-

na's Bette ausbreitete, so daß sie ihre Verwunderung und Freude gar nicht bergen konnte. Als nun aber der Fremde sie aufforderte, doch eine der schönsten Halsketten umzuhängen, die reichen Spangen auf ihre wunderschön geformten Aerme zu streifen, und ihr dann einen kleinen Taschenspiegel vorhielt, worin sie sich nach Herzenslust beschauen konnte, so daß sie in kindischer Lust aufjauchzte, da sagte Andres zu dem Fremden: „Ach lieber Herr! wie möget ihr doch in meinem armen Weibe solche Lüsternheit erregen, daß sie sich mit Dingen putzt, die ihr nimmermehr zukommen, und auch gar nicht anstehen. Nehmt mir es nicht übel, Herr! aber die einfache rothe Korallenschnur, die meine Giorgina um den Hals gehängt hatte, als ich sie zum erstenmal in Neapel sah, ist mir tausendmal lieber, als das funkelnde blitzende Geschmeide, das mir recht eitel und trügerisch vorkommt." „Ihr seid auch gar zu strenge," erwiederte der Fremde höhnisch lächelnd, „daß Ihr Euerm Weibe nicht einmal in

ihrer Krankheit die unschuldige Freude lassen wollt, sich mit meinen schönen Geschmeiden herauszuputzen, die keinesweges trügerisch, sondern wahrhaft ächt sind. Wißt Ihr denn nicht, daß eben den Weibern solche Dinge rechte Freude verursachen? Und was Ihr da sagt, daß solcher Prunk Eurer Giorgina nicht zukomme, so muß ich das Gegentheil behaupten. Euer Weib ist hübsch genug, sich so herauszuputzen und Ihr wißt ja nicht, ob sie nicht einmal auch noch reich genug seyn wird, dergleichen Schmuck selbst zu besitzen und zu tragen." Andres sprach mit sehr ernstem nachdrücklichen Ton: „Ich bitte Euch, Herr! führt nicht solche geheimnißvolle verfängliche Reden! Wollt Ihr denn mein armes Weib bethören, daß sie von eitlem Gelüst nach solchem weltlichem Prunk und Staat nur drückender unsere Armuth fühle und um alle Lebensruhe, um alle Heiterkeit gebracht werde? Packt nur Eure schöne Sachen ein, lieber Herr! ich will sie Euch treulich bewahren, bis ihr zurückkommt. Aber

sagt mir nun, wenn, wie es der Himmel verhüten möge! Euch unterdessen ein Unglück zustoßen sollte, so daß ihr nicht mehr zurückkehrtet in mein Haus, wohin soll ich dann das Kistchen abliefern, und wie lange soll ich auf Euch warten, ehe ich die Juwelen dem einhändige, den ihr mir nennen werdet, so wie ich Euch jetzt um Euern Namen bitte?" „Ich heiße," erwiederte der Fremde, „Ignaz Denner, und bin, wie ihr schon wisset, Kauf- und Handelsmann. Ich habe weder Weib, noch Kinder, und meine Verwandte wohnen im Walliser Lande. Die kann ich aber keinesweges lieben und achten, da sie sich, als ich noch arm und bedürftig war, um mich gar nicht gekümmert haben. Sollte ich in drei Jahren mich nicht sehen lassen, so behaltet das Kistchen ruhig an Euch und, da ich wohl weiß, daß beide, Ihr und Giorgina, Euch sträuben werdet, das reiche Vermächtniß von mir anzunehmen, so schenke ich in jenem Fall das Kästchen mit Kleinodien Euerm Knaben, dem ich,

wenn Ihr ihn firmeln laßt, den Namen Ignatius beizugeben bitte." Andres wußte in der That nicht, was er aus der seltenen Freigebigkeit und Großmuth des fremden Mannes machen sollte. Er stand ganz verstummt vor ihm, indeß Giorgina ihm für seinen guten Willen dankte und versicherte, zu Gott und den Heiligen fleißig beten zu wollen, daß sie ihn auf seinen weiten beschwerlichen Reisen beschützen und ihn stets glücklich in ihr Haus zurückführen möchten. Der Fremde lächelte, so wie es seine Art war, auf seltsame Weise und meinte, daß wol das Gebet einer schönen Frau mehr Kraft haben möge, als das seinige. Das Beten wolle er daher ihr überlassen und übrigens seinem kräftigen abgehärteten Körper und seinen guten Waffen vertrauen.

Dem frommen Andres mißfiel diese Aeußerung des Fremden höchlich; indessen verschwieg er das, was er darauf zu erwiedern schon im Begriff stand, und trieb vielmehr den Fremden an, jetzt die Wanderung durch den Forst zu

beginnen, da er sonst erst in später Nacht in sein Haus zurückkehren und seine Giorgina in Furcht und Angst setzen würde.

Der Fremde sagte beim Abschiede noch Giorginen: daß er ausdrücklich ihr erlaube, sich, wenn es ihr Vergnügen mache, mit seinen Geschmeiden zu schmücken, da es ihr ja ohnedies in diesem einsamen wilden Forst an jeder Belustigung mangle. Giorgina erröthete vor innerm Vergnügen, da sie freilich die ihrer Nation eigne Lust an glänzendem Staat und vorzüglich an kostbaren Steinen nicht unterdrücken konnte. — Nun schritten Denner und Andres rasch vorwärts durch den finstern öden Wald. In dem dicksten Gebüsch schnupperten die Doggen umher und klafften, den Herrn mit klugen beredten Augen anschauend. „Hier ist es nicht geheuer," sprach Andres, spannte den Hahn seiner Büchse und schritt mit den Hunden bedächtig vor dem fremden Kaufmann her. Oft war es ihm, als rausche es in den Bäumen und bald erblickte er in

der Ferne finstre Gestalten, die gleich wieder in dem Gebüsch verschwanden. Er wollte seine Doggen loskuppeln. „Thut das nicht, lieber Mann!" rief Denner, „denn ich kann Euch versichern, daß wir nicht das mindeste zu fürchten haben." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als nur wenige Schritte von ihnen ein großer schwarzer Kerl mit struppigen Haaren und großem Knebelbart, eine Büchse in der Hand, aus dem Gebüsch heraustrat. Andres machte sich schußfertig; „schießt nicht, schießt nicht!" rief Denner; der schwarze Kerl nickte ihm freundlich zu und verlor sich in den Bäumen. Endlich waren sie aus dem Walde heraus, auf der lebhaften Landstraße. „Nun danke ich Euch herzlich für Euer Geleite," sprach Denner; „kehrt nur jetzt in Eure Wohnung zurück; sollten Euch wieder solche Gestalten aufstoßen, wie wir sie gesehen, so zieht ruhig Eure Straße fort, ohne Euch darum zu kümmern. Thut, als wenn Ihr gar nichts bemerktet, behaltet Eure Doggen am Strick, Ihr

werdet ohne alle Gefahr Eure Wohnung errei-chen.“ Andres wußte nicht, was er von dem Allen und von dem wunderlichen Kaufmann denken sollte, der, wie ein Geisterbeschwörer, den Feind zu bannen und von sich abzuhalten schien. Er konnte nicht begreifen, warum er denn erst sich habe durch den Wald geleiten lassen. Getrost schritt Andres durch den Forst zurück, es stieß ihm durchaus nichts verdächtiges auf und er kam wohlbehalten in sein Haus, wo ihm seine Giorgina, die sich munter und kräftig aus dem Bette gemacht, voll Freude in die Arme fiel. —

Durch die Freigebigkeit des fremden Kaufmanns bekam die kleine Haushaltung des Andres eine ganz andere Gestalt. Kaum war nehmlich Giorgina ganz genesen, als er mit ihr nach Fulda ging und außer den nöthigsten Bedürfnissen noch manches Stück einkaufte, das ihrer häuslichen Einrichtung abging und wodurch diese das Ansehen eines gewissen Wohlstandes erhielt. Dazu kam, daß seit dem Besuch des

Fremden die Freijäger und Holzdiebe aus der Gegend gebannt schienen, und Andres seinem Posten ruhig vorstehen konnte. Auch sein Jagdglück war wiedergekehrt, so daß er, wie sonst, beinahe niemals einen Fehlschuß that. Der Fremde stellte sich zu Michaelis wieder ein und blieb drei Tage. Der hartnäckigen Weigerung der Wirthsleute unerachtet war er doch wieder so freigebig, wie das erstemal. Er versicherte, es sei nun einmal seine Absicht, sie in Wohlstand zu versetzen, und so sich selbst das Absteigequartier im Walde freundlicher und angenehmer zu machen.

Nun konnte die bildhübsche Giorgina sich besser kleiden; sie gestand dem Andres, daß sie der Fremde mit einer zierlich gearbeiteten goldnen Nadel, wie sie die Mädchen und Weiber in mancher Gegend Italiens durch das in Zöpfen zusammengeflochtene aufgewirbelte Haar zu stecken pflegen, beschenkt habe. Andres zog ein finstres Gesicht, aber in dem Augenblick war Giorgina

zur Thür herausgesprungen und nicht lange dauerte es, so kehrte sie zurück ganz so gekleidet und geschmückt, wie Andres sie in Neapel gesehen hatte. Die schöne goldne Nadel prangte in dem schwarzen Haar, in das sie mit malerischem Sinn bunte Blumen geflochten, und Andres mußte sich nun selbst gestehen, daß der Fremde sein Geschenk recht sinnig gewählt hatte, um seine Georgina wahrhaft zu erfreuen.

Andres äußerte dies unverholen und Giorgina meinte, daß der Fremde wol ihr Schutzengel sei, der sie aus der tiefsten Dürftigkeit zum Wohlstande erhebe, und daß sie gar nicht begreife, wie Andres so wortkarg, so verschlossen gegen den Fremden und überhaupt so traurig, so in sich gekehrt, bleiben könne. „Ach, liebes Herzensweib!" sprach Andres, „die innere Stimme, welche mir damals so laut sagte, daß ich durchaus nichts von dem Fremden annehmen dürfe, die schweigt bis jetzt keinesweges. Ich werde oft von innern Vorwürfen gemartert; es ist mir, als ob

mit dem Gelde des Fremden unrechtes Gut in mein Haus gekommen sei und deshalb kann mich nichts recht freuen; was dafür angeschafft wurde. Ich kann mich jetzt wol öfter mit einer kräftigen Speise, mit einem Glase Wein erlaben; glaube mir aber, liebe Giorgina! war einmahl ein guter Holzverkauf vorgefallen und hatte mir der liebe Gott ein paar ehrlich verdiente Groschen mehr bescheert, als gewöhnlich, dann schmeckte mir ein Glas geringen Weins viel besser, als jetzt der gute Wein, den der Fremde uns mitbringt. Ich kann mich mit diesem sonderbaren Kaufmann durchaus nicht befreunden, ja es ist mir in seiner Gegenwart oft ganz unheimlich zu Muthe. Hast Du wohl bemerkt, liebe Giorgina! daß er niemanden fest anzuschauen vermag? Und dabei blitzt es zuweilen aus seinen tiefliegenden kleinen Augen so sonderbar heraus, und dann kann er bei unsern schlichten Reden oft so — bübisch möcht' ich sagen, lachen, daß es mich eiskalt überläuft. — Ach, möchten nur nicht meine innern Gedanken wahr

werden, aber oft ist es mir, als liege allerlei schwarzes Unheil im Hintergrunde, das nun der Fremde mit einemmahl hervorrufen werde, nachdem er uns in seinen künstlichen Schlingen gefangen."

Giorgina suchte ihrem Mann die schwarzen Vorstellungen auszureden, indem sie versicherte, wie sie oft in ihrem Vaterlande und vorzüglich bei ihren Pflegeältern im Wirthshause, Personen kennen gelernt, deren Aeußeres noch viel widriger gewesen sey, unerachtet es am Ende grundgute Menschen waren. Andres schien getröstet, im Innern beschloß er aber auf der Hut zu seyn.

Der Fremde sprach bei Andres wieder ein, als sein Knabe, ein wunderschönes Kind, ganz der Mutter Ebenbild, gerade neun Monate alt geworden. Es war Giorgina's Namenstag; sie hatte den Kleinen fremdartig und sonderbar herausgeputzt, sich selbst in ihre liebe neapolitanische Tracht geworfen und ein besseres Mahl, als

gewöhnlich, bereitet, wozu der Fremde eine Flasche köstlichen Weins aus dem Felleisen hergab. Als sie nun fröhlich bei Tische saßen und der kleine Knabe mit solch' wunderbar verständigen Augen umherblickte, hub der Fremde an: „Euer Kind verspricht in der That mit seinem besondern Wesen schon jetzt recht viel und es ist Schade, daß Ihr nicht im Stande seyn werdet, es gehörig zu erziehen. Ich hätte Euch wol einen Vorschlag zu thun, Ihr werdet ihn aber verwerfen wollen, unerachtet Ihr bedenken möchtet, daß er nur Euer Glück, Euern Wohlstand bezweckt. Ihr wißt, daß ich reich und ohne Kinder bin, ich fühle eine ganz besondere Liebe und Zuneigung zu Euerm Knaben — Gebt mir ihn! — Ich bringe ihn nach Strasburg, wo er von einer Freundin von mir, einer alten ehrbaren Frau, auf das beste erzogen werden und mir so wie Euch große Freude machen soll. Ihr werdet mit Euerm Kinde einer großen Last frei; doch müßt Ihr Euern Entschluß schnell fassen, da ich genöthigt bin, noch heute

Abend abzureisen. Auf meinen Armen trage ich das Kind bis in das nächste Dorf; dort nehme ich dann ein Fuhrwerk.“ Bei diesen Worten des Fremden riß Giorgina das Kind, das er auf seinen Knien geschaukelt hatte, hastig fort und drückte es an ihren Busen, indem ihr die Thränen in die Augen traten. „Seht, lieber Herr!“ sprach Andres, „wie meine Frau Euch auf Euern Vorschlag antwortet, und eben so bin auch ich gesinnt. Eure Absicht mag recht gut seyn; aber wie möget Ihr doch uns das Liebste rauben wollen, das wir auf Erden besitzen? wie möget Ihr doch das eine Last nennen, was unser Leben aufheitern würde, wären wir auch noch in der tiefsten Dürftigkeit, aus der uns Eure Güte gerissen? „Seht, lieber Herr! Ihr sagtet selbst, daß Ihr ohne Frau und ohne Kinder wäret; Euch ist daher wohl die Seligkeit fremd, die gleichsam aus der Glorie des offnen Himmelreichs herabströmt auf Mann und Weib bei der Geburt eines Kindes. Es ist ja die reinste Liebe und

Himmelswonne selbst, von der die Eltern erfüllt werden, wenn sie ihr Kind schauen, das stumm und still an der Mutter Brust liegend, doch mit gar beredten Zungen von ihrer Liebe, von ihrem höchsten Lebensglück spricht. — Nein, lieber Herr! so groß auch die Wohlthaten sind, die Ihr uns erzeigt habt, so wiegen sie doch lange nicht das auf, was uns unser Kind werth ist; denn wo gäbe es Schätze der Welt, die diesem Besitz gleich zu stellen? Scheltet uns daher nicht undankbar, lieber Herr! daß wir Euch Euer Ansinnen so ganz und gar abschlagen. Wäret Ihr selbst Vater, so bedürfte es weiter gar keiner Entschuldigung für uns." — „Nun, nun," erwiederte der Fremde, indem er finster seitwärts blickte, „ich glaubte Euch wohl zu thun, indem ich Euern Sohn reich und glücklich machte. Seid Ihr nicht damit zufrieden, so ist davon weiter nicht die Rede." — Giorgina küßte und herzte den Knaben, als sei er aus großer Gefahr errettet, und ihr wiedergegeben worden. Der

Fremde strebte sichtlich wieder unbefangen und heiter zu scheinen; man merkte es indessen doch nur zu deutlich, wie sehr ihn die Weigerung seiner Wirthsleute, ihm den Knaben zu geben, verdrossen hatte. Statt, wie er gesagt, noch denselben Abend fortzureisen, blieb er wieder drei Tage, in welchen er jedoch nicht so, wie sonst bei Giorgina verweilte, sondern mit Andres auf die Jagd zog und sich bei dieser Gelegenheit viel von dem Grafen Aloys von Bach erzählen ließ. Als in der Folge Ignaz Denner wieder bei seinem Freunde Andres einsprach, dachte er nicht mehr an seinen Plan, den Knaben mit sich zu nehmen. Er war nach seiner Art freundlich wie vorher, und fuhr fort, Giorgina reichlich zu beschenken, die er noch überdem wiederholt aufforderte, so oft sie Lust habe sich mit den Juwelen aus dem Kistchen, das er Andres in Verwahrung gegeben, zu schmücken, welches sie auch wol dann und wann heimlich that. Oft wollte Denner, wie sonst, mit dem Knaben

spielen; dieser sträubte sich aber und weinte, durchaus mochte er nicht mehr zu dem Fremden gehen, als wisse er etwas von dem feindlichen Anschlag, ihn seinen Eltern zu entführen. — Zwei Jahre hindurch hatte der Fremde nun auf seinen Wanderungen den Andres besucht, und Zeit und Gewohnheit hatten die Scheu, das Mißtrauen wider Denner endlich überwunden, so daß Andres seinen Wohlstand ruhig und heiter genoß. Im Herbst des dritten Jahres, als die Zeit, in der Denner gewöhnlich einzusprechen pflegte, schon vorüber war, pochte es in einer stürmischen Nacht hart an Andres Thür, und mehrere rauhe Stimmen riefen seinen Namen. Erschrokken sprang er aus dem Bette; als er aber zum Fenster herausfrug, wer ihn in finstrer Nacht so störe und wie er gleich seine Doggen loslassen werde, um solche ungebetene Gäste wegzuhetzen, da sagte einer, er möge nur aufmachen, ein Freund sei da, und Andres erkannte Denner's Stimme. Als er nun mit dem Licht in

der Hand die Hausthür öffnete, trat ihm Denner allein entgegen. Andres äußerte, wie es ihm vorgekommen, als ob mehrere Stimmen seinen Namen gerufen hätten; Denner meinte dagegen, daß den Andres das Heulen des Windes getäuscht haben müsse. Als sie in die Stube traten, erstaunte Andres nicht wenig, als er den Denner näher betrachtete und seinen ganz veränderten Anzug gewahr wurde. Statt der grauen schlichten Kleidung und des Mantels trug er ein dunkelrothes Wamms und einen breiten ledernen Gurt, in dem ein Stilet und vier Pistolen staken; außerdem war er noch mit einem Säbel bewaffnet, selbst das Gesicht schien verändert, indem auf der sonst glatten Stirn nun buschichte Augenbrauen lagen und ein starker schwarzer Bart sich über Lippe und Wangen zog. „Andres!" sprach Denner, indem er ihn mit seinen funkelnden Augen anblitzte, „Andres! als ich vor beinahe drei Jahren dein Weib vom Tode errettet hatte, da wünschtest Du, daß Gott

es Dir verleihen möge, mir die Dir erzeigte Wohlthat mit Deinem Blut und Leben lohnen zu können. Dein Wunsch ist erfüllt; denn es ist nunmehr der Augenblick gekommen, in dem du mir Deine Dankbarkeit, Deine Treue beweisen kannst. Kleide Dich an; nimm Deine Büchse und komme mit mir, nur wenige Schritte von Deiner Wohnung sollst Du das übrige erfahren." Andres wußte nicht, was er von Denners Zumuthung halten sollte; der Worte, die er ihm vorhielt, indessen wohl eingedenk, versicherte er, wie er bereit sei, alles nur mögliche für ihn zu unternehmen, so bald es nicht der Rechtschaffenheit, Tugend und Religion zuwider laufe. „Darüber kannst Du ganz ruhig seyn," rief Denner, indem er ihm lächelnd auf die Schulter klopfte; und da er bemerkte, daß Giorgina aufgesprungen war, und vor Angst zitternd und bebend ihren Mann umklammerte, nahm er sie bei den Armen und sprach, sie sanft zurückziehend: „Laßt Euern Mann nur immer mit mir ziehen,

in wenigen Stunden ist er wieder gesund bei Euch, und bringt Euch vielleicht was Schönes mit. Hab' ich es denn jemals böse mit Euch gemeint? Habe ich selbst dann, wenn Ihr mich verkanntet, nicht immer Euch Gutes erzeigt? Wahrhaftig, Ihr seid recht besondere mißtrauische Leute." Andres zauderte noch immer sich anzukleiden, da wandte Denner sich zu ihm und sprach mit zornigem Blick: „Ich hoffe Du wirst Deine Zusage halten, denn es gilt nunmehr, das zu beweisen mit der That, was Du gesprochen!" Schnell war nun Andres angekleidet, und indem er mit Denner zur Thüre herausschritt, sprach er noch einmal: „Alles, lieber Herr! will ich für Euch thun, doch etwas Unrechtes werdet Ihr wol von mir nicht fordern, da ich auch das Kleinste, was wider mein Gewissen liefe, nicht vollbringen würde." Denner antwortete nichts, sondern schritt rasch vorwärts. Sie waren durch das Dickicht gedrungen bis auf einen ziemlich geräumigen Rasenplatz; da pfiff Denner dreimal,

daß der Ton ringsumher aus den schaurigen Klüften wiederhallte und überall in den Büschen flackerten Windlichter auf und es rauschte und klirrte in den dunklen Gängen, bis sich schwarze gräßliche Gestalten gespenstisch hervordrängten und den Denner im Kreise umringten. Einer aus dem Kreise trat hervor und sprach auf Andres hindeutend: „das ist ja wol unser neuer Geselle, nicht wahr Hauptmann?“ „Ja,“ antwortete Denner, „ich hab' ihn aus dem Bette geholt, er soll sein Probestück machen, es kann nun gleich vorwärts gehen.“ Andres erwachte bei diesen Worten wie aus dumpfer Betäubung, kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne; aber er ermannte sich und rief heftig. „Was, Du schändlicher Betrüger, für einen Kaufmann gabst Du Dich aus, und treibst ein höllisches verruchtes Gewerbe, und bist ein verworfener Räuber? Nimmermehr will ich Dein Geselle seyn und theilnehmen an Deinen Schandthaten, zu denen Du mich, wie der Satan selbst, auf künstliche hä-

mische Weise verlocken wolltest? — Laß mich gleich fort, Du frevelicher Bösewicht, und räume mit Deiner Rotte dies Gebiet, sonst verrathe ich Deine Schlupfwinkel der Obrigkeit, und Du bekommst den Lohn für Deine Schandthaten; denn nun weiß ich es wohl, daß Du selbst der schwarze Ignaz bist, der mit seiner Bande an der Gränze gehauset und geraubt, und gemordet hat. — Gleich lasse mich fort, ich will Dich nie mehr schauen." Denner lachte laut auf. „Was, Du feiger Bube?" sprach er: „Du unterstehst Dich, mir zu trotzen, Dich meinem Willen, meinem Machtwort entziehen zu wollen? Bist Du nicht längst schon unser Geselle? lebst Du nicht schon seit beinahe drei Jahren von unserm Gelde? schmückt sich Dein Weib nicht mit unserm Raube? Nun stehst Du unter uns und willst nicht arbeiten dafür was Du genossen? Folgst Du uns nun nicht, zeigst Du Dich nicht gleich als unsern rüstigen Kumpan, so lasse ich Dich gebunden in unsere Höhle werfen und meine Ge-

sellen ziehen nach deiner Wohnung, zünden sie an und ermorden dein Weib und deinen Knaben. Doch ich werde wol diese Maßregel, die nur eine Folge Deiner Halsstarrigkeit seyn würde, nicht ergreifen dürfen. Nun! — wähle! — es ist Zeit, wir müssen fort!" — Andres sah nun wohl ein, daß die mindeste Weigerung seiner geliebten Giorgina und dem Knaben das Leben kosten würde; den verrätherischen bübischen Denner im Innern zur Hölle verfluchend, beschloß er daher, in seinen Willen sich scheinbar zu fügen, rein von Diebstahl und Mord zu bleiben und das tiefere Eindringen in die Schlupfwinkel der Bande nur dazu zu benutzen, bei der ersten günstigen Gelegenheit ihre Aufhebung und Einziehung zu bewirken. Nach diesem im Stillen gefaßten Entschluß erklärte er dem Denner, wie trotz seines innern Widerstrebens doch die Dankbarkeit für Giorgina's Rettung ihn verpflichte, etwas zu wagen, und er wolle daher die Expedition mitmachen, wobei er nur bitte, ihn

als einen Neuling, so viel möglich mit dem thätigen Antheil daran zu verschonen. Denner lobte seinen Entschluß, indem er hinzufügte, wie er keinesweges verlange, daß er förmlich zur Bande übertreten solle, vielmehr müsse er Revierjäger bleiben; denn so wäre er ihm und der Bande schon jetzt von großem Nutzen gewesen, was denn auch künftig der Fall seyn würde.

Es war auf nichts geringeres abgesehen, als die Wohnung eines reichen Pachters, die von dem Dorfe abgelegen, unfern dem Walde, stand, zu überfallen und auszuplündern. Man wußte, daß der Pachter außer dem vielen Gelde und den Kostbarkeiten, die er besaß, eben jetzt für erkauftes Getraide eine sehr bedeutende Summe eingenommen hatte, die er bei sich bewahrte und um so *mehr* versprachen sich die Räuber einen reichen Fang. Die Windlichter wurden ausgelöscht und still zogen die Räuber durch die engen Schleichwege, bis sie dicht an dem Gebäude standen, welches einige von der Bande umringten. Andere dagegen stiegen über

die Mauer, und sprengten von innen das Hofthor; einige wurden auf Wache ausgestellt, und unter diesen befand sich Andres. Bald hörte er, wie die Räuber die Thüren erbrachen und ins Haus stürmten, er vernahm ihr Fluchen, ihr Geschrei, das Geheul der Gemißhandelten. Es fiel ein Schuß; der Pachter, ein beherzter Mann, mochte sich zur Wehre setzen — dann wurde es stiller — aufgesprengte Schlösser klirrten, Räuber schleppten Kisten zum Hofthor heraus. Einer von des Pachters Leuten mußte in der Finsterniß entwischt und ins Dorf gerannt seyn; denn auf einmal tönte die Sturmglocke durch die Nacht, und bald darauf strömten Haufen mit hellauflodernden Lichtern die Straße herauf nach der Pachterwohnung. Nun fiel Schuß auf Schuß, die Räuber sammelten sich im Hofe und streckten alles nieder, was sich der Mauer näherte. Sie hatten ihre Windfackeln angezündet. Andres, der auf einer Anhöhe stand, konnte alles übersehen. Mit Entsetzen erblickte er unter den Bauern, Jäger

in der Liverei seines Herrn, des Grafen von Bach! — Was sollte er thun? — Sich zu ihnen zu begeben, war unmöglich, nur die schnellste Flucht konnte ihn retten; aber wie festgezaubert stand er da hinstarrend in den Pachterhof, wo das Gefecht immer mörderischer wurde; denn durch eine kleine Pforte an der andern Seite waren die Bachschen Jäger gedrungen und mit den Räubern handgemein geworden. Die Räuber mußten zurück, sie drängten sich fechtend durch das Thor nach der Gegend hin, wo Andres stand. Er sah Dennern, der unaufhörlich lud und schoß und niemals fehlte. Ein junger reichgekleideter Mann, von Bachschen Jägern umgeben, schien den Anführer zu machen; auf ihn legte Denner an, aber noch ehe er abdrückte, stürzte er von einer Kugel getroffen mit einem dumpfen Schrei nieder. Die Räuber flohen — schon stürzten die Bachschen Jäger herbei, da sprang, wie von unwiderstehlicher Macht getrieben, Andres herbei und rettete Dennern, den er, stark

wie er war, auf die Schultern warf und schnell forteilte. Ohne verfolgt zu werden, erreichte er glücklich den Wald. Nur einzelne Schüsse fielen hin und wieder und bald wurde es ganz still; ein Zeichen, daß es den Räubern, die nicht verwundet auf dem Platze liegen geblieben, geglückt war, in den Wald zu entkommen und daß es den Jägern und Bauern nicht rathsam schien, in das Dickicht einzubrechen: „Setze mich nur nieder, Andres!" sprach Denner, „ich bin in den Fuß verwundet und verdammt, daß ich umstürzte, denn, unerachtet mich die Wunde sehr schmerzt, glaub' ich doch nicht einmal, daß sie bedeutend ist." Andres that es, Denner holte eine kleine Phiole aus der Tasche und als er sie öffnete, strahlte ein helles Licht heraus, bei dem Andres die Wunde genau untersuchen konnte: Denner hatte Recht; nur ein starker Streifschuß hatte den rechten Fuß getroffen, der stark blutete. Andres verband die Wunde mit seinem Schnupftuch, Denner ließ seine Pfeife ertönen, aus

der Ferne wurde geantwortet und nun bat er den Andres, ihn sachte den schmalen Waldweg herauszuführen, denn bald würden sie an Ort und Stelle seyn. Wirklich dauerte es auch nicht lange, so sahen sie den Schein von Windlichtern durch das dunkle Gebüsch brechen und hatten jenen Rasenplatz erreicht, von dem sie ausgegangen und wo sie die übriggebliebenen Räuber bereits versammelt fanden. Alle jauchzten vor Freude auf, als Denner unter sie trat und rühmten den Andres, der, tief in sich gekehrt, kein Wort vorzubringen vermochte. Es fand sich, daß über die Hälfte der Bande todt, oder hart verwundet auf dem Platze liegen geblieben war; indessen hatten einige von den Räubern, die dazu bestimmt waren, den Raub in Sicherheit zu bringen, mitten im Gefecht wirklich mehrere Kisten mit kostbarem Geräth, so wie eine ansehnliche Summe Geld, fortzuschaffen gewußt, so daß, unerachtet das Unternehmen schlimm ausgegangen, doch die Beute ansehnlich blieb. Als nun das Nöthige besprochen,

wandte sich Denner, den man unterdessen ordentlich verbunden hatte, und der kaum irgend einen Schmerz mehr zu fühlen schien, zu Andres und sprach: „Ich habe dein Weib vom Tode errettet, Du hast mich in dieser Nacht der Gefangenschaft entzogen und mich folglich auch von dem mir gewissen Tode befreit, wir sind quit! Du kannst in Deine Wohnung zurückkehren. In den nächsten Tagen, vielleicht schon morgen, verlassen wir die Gegend; Du magst daher ganz ruhig darüber seyn, daß wir Dir ähnliches, so wie heute, zumuthen werden. Du bist ja so ein gottesfürchtiger Narr und uns nicht brauchbar. Es ist indessen billig, daß Du Theil am heutigen Raube nehmest und überdem für meine Rettung belohnt werdest. Nimm daher diesen Beutel mit Gold und behalte mich in gutem Andenken; denn über's Jahr hoffe ich bei Dir einzusprechen. „Gott der Herr soll mich behüten," erwiederte Andres heftig, daß ich auch nur einen Pfennig von Eurem schändlichen Raube nehmen sollte. Habt Ihr mich

doch

doch nur durch die abscheulichsten Drohungen gezwungen mitzugehen, welches ich ewiglich bereuen werde. Wol mag es Sünde gewesen seyn, daß ich Dich, Du schändlicher Bösewicht! der gerechten Strafe entzogen habe; aber Gott im Himmel mag es mir nach seiner Langmuth verzeihen. Es war, als flehe in dem Augenblick meine Giorgina um Dein Leben, da Du das ihrige errettet, und ich konnte nicht anders, als daß ich Dich mit Gefahr meines Lebens und meiner Ehre, ja das Wohl und Weh meines Weibes und meines Kindes auf's Spiel setzend, der Gefahr entriß. Denn sprich, was wäre aus mir, wenn man mich verwundet, ja was wäre aus meinem armen Weibe, meinem Knaben geworden, wenn man mich erschlagen unter Deiner verruchten Mörderbande gefunden hätte? — Aber sei überzeugt, daß, wenn Du die Gegend nicht verlässest, wenn nur ein einziger hier geschehener Raub, oder Mord mir kund wird, ich augenblicklich nach Fulda gehe und der Obrigkeit Deine Schlupfwinkel ver-

rathe.“ — Die Räuber wollten über den Andres herfallen, um ihn für seine Reden zu züchtigen; Denner verbot es ihnen jedoch, indem er sagte, „laßt doch den albernen Kerl schwatzen, was thut das uns? — Andres,“ fuhr Denner fort, „Du bist in meiner Gewalt, so wie Dein Weib und Dein Knabe. Du so wol, als diese, sollen aber ungefährdet bleiben, wenn Du mir versprichst, Dich ruhig in Deiner Wohnung zu halten und über Deine Mitwissenschaft von dem Vorfall dieser Nacht gänzlich zu schweigen. Das Letzte rathe ich Dir um so mehr, als meine Rache Dich furchtbar treffen und überdem die Obrigkeit Dir selbst wol Deine Hülfe bei der That, so wie, daß Du schon lange von meinem Reichthum genossest, nicht so hingehen lassen würde. Dagegen verspreche ich Dir noch einmal, daß ich die Gegend gänzlich räumen will und wenigstens von mir und meiner Bande hier kein Unternehmen mehr ausgeführt werden soll.“ Nachdem Andres nothgedrungen diese Bedingungen

des Räuberhauptmanns eingegangen war und feierlich versprochen hatte zu schweigen, wurde er von zwei Räubern durch wildverwachsne Fußsteige auf den breiten Waldweg geführt und es war längst heller Morgen worden, als er in sein Haus trat und die vor Sorge und Angst todtenbleiche Giorgina umarmte. Er sagte ihr nur im Allgemeinen, daß sich ihm Denner als der verruchteste Bösewicht offenbart, und er daher alle Gemeinschaft mit ihm abgebrochen habe; nie solle er mehr seine Schwelle betreten. „Aber das Juwelenkästchen?" unterbrach ihn Giorgina. Da fiel es dem Andres wie eine schwere Last auf's Herz. An die Kleinodien, die Denner bei ihm zurückgelassen, hatte er nicht gedacht, und unerklärlich schien es ihm, daß Dennern auch nicht ein Wort darüber entfallen war. Er ging mit sich zu Rathe, was er wol mit diesem Kästchen anfangen solle. Zwar dachte er daran, es nach Fulda zu bringen und der Obrigkeit zu übergeben; wie sollte er aber den Besitz desselben beschönigen,

ohne sich wenigstens dringender Gefahr auszusetzen, das dem Denner einmal gegebene Wort zu brechen? — Er beschloß endlich, diesen Schatz getreulich zu bewahren, bis der Zufall ihm Gelegenheit darbieten würde, es Dennern wieder zuzustellen, oder besser noch, es, ohne sein Wort zu brechen, an die Obrigkeit zu bringen. —

Der Ueberfall der Pachterwohnung hatte nicht geringen Schreck in der ganzen Gegend verursacht; denn es war das kühnste Wagestück, das die Räuber seit Jahren unternommen und ein sichrer Beweis, daß die Bande, welche sich erst durch gemeine Diebereien, dann durch das Anhalten und Berauben einzelner Reisenden kund that, bedeutend verstärkt haben mußte. Nur dem Zufall, daß der Neffe des Grafen von Bach, von mehreren Leuten seines Oheims begleitet, eben in dem Dorfe, das unfern der Pachterwohnung lag, übernachtete und auf den ersten Lärm den Bauern, die gegen die Räuber auszogen, zu Hülfe eilte, hatte der Pachter die Rettung seines Lebens und

des größten Theils seiner Baarschaft zu verdanken. Drei von den Räubern, die auf dem Platz geblieben waren, lebten noch den andern Tag und gaben Hoffnung, von ihren Wunden zu genesen. Man hatte sie sorgfältig verbunden und in das Dorfgefängniß gesperrt; als man indessen am frühen Morgen des dritten Tages sie abführen wollte, fand man sie durch viele Stiche ermordet, ohne daß man hätte errathen können, wie das zugegangen. Jede Hoffnung der Gerichte, von den Gefangenen näheren Aufschluß über die Bande zu erhalten, war daher vereitelt. Andres schauderte im Innern, als er das Alles erzählen hörte, als er vernahm, wie mehrere Bauern und Jäger des Grafen von Bach zum Theil getödtet, zum Theil schwer verwundet worden. — Starke Patrouillen von Fuldaischen Reitern durchstreiften den Wald, und sprachen öfters bei ihm ein; jeden Augenblick mußte Andres befürchten, daß man Dennern selbst, oder wenigstens einen von der Bande einbringen, und dieser

ihn dann als Genosse jener kühnen Frevelthat erkennen und angeben werde. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er die folternde Quaal des bösen Gewissens, und doch hatte ihn nur die Liebe zu seinem Weibe, zu dem Knaben, gezwungen, dem frevelichen Ansinnen Denners nachzugeben.

Alle Nachforschungen blieben fruchtlos, es war unmöglich den Räubern auf die Spur zu kommen, und Andres überzeugte sich bald, daß Denner Wort gehalten und die Gegend mit seiner Bande verlassen hatte. Das Geld, welches er noch von Denner's Geschenken übrig behalten, so wie die goldene Nadel, legte er zu den Kleinodien in das Kistchen; denn er wollte nicht noch mehr Sünde auf sich laden und von geraubtem Gelde sich gütlich thun. So kam es denn, daß Andres bald wieder in die vorige Dürftigkeit und Armuth gerieth; aber immer mehr erheiterte sich sein Inneres, je längere Zeit verstrich, ohne daß irgend etwas sein ruhiges Leben

verstört hätte. Nach zwei Jahren gebar ihm sein Weib noch einen Knaben, ohne jedoch, wie das erstemal, zu erkranken, wiewol sie sich herzlich nach jener bessern Kost und Pflege sehnte, die ihr damals so wohl gethan. Andres saß einst in der Abenddämmerung traulich mit seinem Weibe zusammen, die den jüngstgebornen Knaben an der Brust hatte, während der Aeltere sich mit dem großen Hunde herumbalgte, der, als Liebling seines Herrn, wol in der Stube seyn durfte. Da kam der Knecht hinein, und sagte, wie ein Mensch, der ihm ganz verdächtig vorkomme, schon seit beinahe einer Stunde um das Haus herumschleiche. Andres war im Begriff mit seiner Büchse hinauszugehen, als er vor dem Hause seinen Namen rufen hörte. Er öffnete das Fenster und erkannte auf den ersten Blick den verhaßten Ignaz Denner, der sich wieder in den grauen Kaufmannshabit geworfen hatte, und ein Felleisen unter dem Arme trug. „Andres," rief Denner, „Du mußt mir diese Nacht Herberge

geben in Deinem Hause, morgen ziehe ich weiter.“ „Was? Du unverschämter verruchter Bösewicht?“ rief Andres in vollem Zorn, „Du wagst es Dich wieder hier sehen zu lassen? Habe ich Dir nicht treulich Wort gehalten, nur damit Du Dein Versprechen erfüllen und auf immer diese Gegend verlassen solltest? Du darfst nicht mehr meine Schwelle betreten – entferne Dich schnell, oder ich schieße Dich mörderischen Buben nieder! — Doch warte, ich will Dir Dein Gold, Dein Geschmeide, womit Du Satan mein Weib verblenden wolltest, hinabwerfen; dann magst Du schnell forteilen. Ich lasse Dir drei Tage Zeit, spüre ich aber dann nur auf irgend eine Weise Deine und Deiner Bande Gegenwart, so eile ich schnell nach Fulda und entdecke Alles, was ich weiß, der Obrigkeit. Magst Du nun Deine Drohungen gegen mich und mein Weib erfüllen wollen, ich verlasse mich auf den Beistand Gottes, und werde Dich Bösewicht mit meinem guten Gewehr zu treffen wissen.“ Nun holte Andres schnell das

Kästchen herbei, um es hinabzuwerfen; als er aber an's Fenster trat, war Denner verschwunden, und unerachtet die Doggen die ganze Gegend rings ums Haus durchspüren mußten, war es doch nicht möglich ihn aufzufinden. Andres sah nun wohl ein, wie er, Denner's Bosheit ausgesetzt, nun in großer Gefahr schwebe; er war daher allnächtlich auf seiner Hut, indessen blieb alles ruhig und Andres überzeugte sich, daß Denner nur allein den Wald durchstrichen hatte. Um indessen seinen ängstlichen Zustand zu enden, ja um sein Gewissen zu beruhigen, das ihn mit Vorwürfen quälte, beschloß er nun nicht länger zu schweigen, sondern dem Rath in Fulda sein ganzes unverschuldetes Verhältniß mit Denner zu berichten und zugleich das Kistchen mit den Kleinodien abzuliefern. Andres wußte wohl, daß er ohne Strafe nicht abkommen würde, jedoch verließ er sich auf sein reuiges Bekenntniß eines Fehltritts, zu dem ihn der verruchte Ignaz Denner, wie der Satan selbst, verlockt und ge-

zwungen, so wie auf die Fürsprache seines Herrn, des Grafen von Bach, der dem treuen Diener ein günstiges Zeugniß nicht versagen konnte. Er hatte mit seinem Knechte mehrmals den Wald durchstreift und nie war ihm etwas verdächtiges aufgestoßen; für sein Weib war daher jetzt keine Gefahr vorhanden und er wollte nun ungesäumt nach Fulda gehen, um seinen Vorsatz auszuführen. An dem Morgen, als er sich zur Reise bereit gemacht, kam ein Bote von dem Grafen von Bach, der ihn augenblicklich auf das Schloß seines Herrn mitgehen hieß. Statt nach Fulda wanderte er also fort mit dem Boten nach dem Schloß, nicht ohne Bangigkeit, was wol dieser ganz ungewöhnliche Ruf seines Herrn zu bedeuten haben werde. Als er in dem Schloß angekommen, mußte er gleich in das Zimmer des Grafen treten. „Freue Dich, Andres, rief dieser ihm entgegen, Dich hat ein ganz unerwartetes Glück getroffen. Erinnerst Du Dich wol noch unsers alten mürrischen Hauswirths in Nea-

pel, des Pflegevaters Deiner Giorgina? Der ist gestorben; aber auf dem Sterbebette hatte ihn noch das Gewissen gerührt wegen der abscheulichen Behandlung des armen verwais'ten Kindes, und deshalb hat er ihr zweitausend Dukaten vermacht, die bereits in Wechselbriefen in Frankfurt angekommen sind und die Du bei meinem Bankier heben kannst. Willst Du Dich gleich nach Frankfurt aufmachen, so lasse ich Dir auf der Stelle das nöthige Certifikat ausfertigen, damit Dir das Geld ohne Anstand ausgezahlt werde." Den Andres machte die Freude sprachlos, und der Graf von Bach ergötzte sich nicht wenig an dem Entzücken seines treuen Dieners. Andres beschloß, als er sich gefaßt hatte, seinem Weibe eine unvermuthete Freude zu bereiten; er nahm daher seines Herrn gnädiges Anerbieten an, und machte sich, nachdem er die Urkunde zu seiner Legitimation erhalten, auf den Weg nach Frankfurt.

Seinem Weibe ließ er sagen, wie ihn der Graf mit wichtigen Aufträgen verschickt habe,

und er daher einige Tage ausbleiben werde. — Als er in Frankfurt angekommen, wies ihn der Bankier des Grafen, bei dem er sich meldete, an einen andern Kaufmann, der mit der Auszahlung des Legats beauftragt seyn sollte. Andres fand ihn endlich und erhielt die ansehnliche Summe wirklich ausgezahlt. Immer nur an Giorgina denkend, immer darnach trachtend, ihre Freude recht vollkommen zu machen, kaufte er für sie allerlei schöne Sachen und auch eine goldene Nadel, der ganz gleich, welche ihr Denner geschenkt hatte, und da er nun das schwere Felleisen nicht wohl als Fußgänger fortbringen konnte, verschaffte er sich ein Pferd. So trat er nun, nachdem er sechs Tage abwesend gewesen, wohlgemuth seine Rückreise an. Bald hatte er den Forst und seine Wohnung erreicht. Er fand das Haus fest verschlossen. Laut rief er den Knecht, seine Giorgina, niemand antwortete: die Hunde winselten im Hause eingesperrt. Da ahnete er großes Unglück und schlug heftig an die Thür

und schrie laut: Giorgina! — Giorgina! — Nun rauschte es am Bodenfenster, Giorgina schaute heraus und rief: „Ach Gott! — Ach Gott! Andres, bist Du es? — Gepriesen sei die Macht des Himmels, daß Du nur wieder da bist.“ Als Andres nun durch die geöffnete Thür eintrat, fiel ihm sein Weib todtenbleich und laut heulend in die Arme. Regungslos stand er da; endlich faßte er sein Weib, die mit erschlafften Gliedern zu Boden sinken wollte, und trug sie in die Stube. Aber wie mit eisigen Krallen packte ihn das Entsetzen bei dem gräßlichen Anblick. Die ganze Stube voller Blutflecke an dem Boden, an den Wänden, sein jüngster Knabe mit zerschnittener Brust todt auf seinem Bettchen! — „Wo ist George, wo ist George?“ schrie Andres endlich auf in wilder Verzweiflung, aber in dem Augenblick hörte er, wie der Knabe die Treppe herabtrippelte und nach dem Vater rief. — Zerbrochene Gläser, Flaschen, Teller lagen umher. Der große schwere Tisch,

sonst an der Wand stehend, war in die Mitte des Zimmers gerückt, eine sonderbar geformte Kohlpfanne, mehrere Phiolen und eine Schüssel mit geronnenem Blut standen auf demselben. Andres nahm sein armes Knäblein aus dem Bette. Giorgina verstand ihn, sie holte Tücher herbei, in die sie den Leichnam wickelten und im Garten begruben. Andres schnitt ein kleines Kreuz aus Eichenholz und setzte es auf den Grabhügel. Kein Wort, kein Laut entfloh den Lippen der unglücklichen Eltern. In dumpfem düsterem Schweigen hatten sie die Arbeit vollendet und saßen nun vor dem Hause in der Abenddämmerung, den starren Blick in die Ferne gerichtet. Erst den andern Tag konnte Giorgina den Verlauf dessen, was sich in Andres Abwesenheit zugetragen, erzählen. Am vierten Tage, nachdem Andres sein Haus verlassen, hatte der Knecht zur Mittagszeit wieder allerlei verdächtige Gestalten durch den Wald wanken gesehen, und Giorgina deshalb des Mannes Rückkehr herz-

lich gewünscht. Mitten in der Nacht wurde sie durch lautes Toben und Schreien dicht vor dem Hause aus dem Schlafe geweckt, der Knecht stürzte herein und verkündete voller Schreck, daß das ganze Haus von Räubern umringt und an eine Gegenwehr gar nicht zu denken sei. Die Doggen wütheten, aber bald schien es, als würden sie beschwichtigt und man rief laut: Andres! — Andres! — Der Knecht faßte sich ein Herz, öffnete ein Fenster und rief herab, daß der Revierjäger Andres nicht zu Hause sei. „Nun, es thut nichts,“ antwortete eine Stimme von unten herauf, „öffne nur die Thür, denn wir müssen bei Euch einkehren, Andres wird bald nachfolgen.“ Was blieb dem Knecht übrig, als die Thür zu öffnen; da strömte der helle Haufe der Räuber herein und begrüßte Giorgina als die Frau ihres Cameraden, dem der Hauptmann Freiheit und Leben zu danken habe. Sie verlangten, daß Giorgina ihnen ein tüchtiges Essen bereiten möge, weil sie Nachts ein schwe-

res Stück Arbeit vollbracht, das aber herrlich gelungen sei. Zitternd und bebend machte Giorgina in der Küche ein großes Feuer an und bereitete das Mahl, wozu sie Wildpret, Wein und allerlei andere Ingredienzien von einem der Räuber empfing, der der Küchen- und Kellermeister der Bande zu seyn schien. Der Knecht mußte den Tisch decken und das Geschirr herbeibringen. Er nahm den Augenblick wahr und schlich sich fort zu seiner Frau in die Küche. „Ach wißt ihr wol,“ fing er voller Entsetzen an, „was für eine That die Räuber in dieser Nacht verübt haben? Nach langer Abwesenheit und nach langer Vorbereitung haben sie vor etlichen Stunden das Schloß des Herrn Grafen von Bach überfallen, und nach tapferer Gegenwehr mehrere seiner Leute und ihn selbst getödtet, das Schloß aber angezündet.“ Giorgina schrie unaufhörlich: „ach mein Mann, wenn mein Mann nur auf dem Schlosse gewesen wäre — Ach, der arme Herr!“ — Die Räuber tobten und sangen

unterdessen in der Stube und ließen sich den Wein wohl schmecken, bis ihnen das Mahl aufgetragen wurde. Der Morgen fing schon an zu dämmern als der verhaßte Denner erschien; nun wurden die Kisten und Felleisen, die sie auf ihren Packpferden mitgebracht hatten, geöffnet. Giorgina hörte, wie sie vieles Geld zählten und wie die Silbergeschirre klirrten; es schien alles verzeichnet zu werden. Endlich als es schon lichter Tag geworden, brachen die Räuber auf, nur Denner blieb zurück. Er nahm eine freundliche leutselige Miene an, und sprach zu Giorgina: „Ihr seid wohl recht erschreckt worden, liebe Frau; denn Euer Mann scheint Euch nicht gesagt zu haben, daß er schon seit geraumer Zeit unser Camerad geworden. Es thut mir in der That leid, daß er nicht zu Hause gekommen ist; er muß einen andern Weg eingeschlagen und uns verfehlt haben. Er war mit uns auf dem Schlosse des Bösewichts, des Grafen von Bach, der uns vor zwei Jahren auf alle nur mögliche Weise

verfolgt hat und an dem in voriger Nacht wir Rache nahmen — Er fiel, kämpfend, von Eures Mannes Hand. Beruhigt Euch nur, liebe Frau, und sagt dem Andres, daß er mich nun so bald nicht wieder sehen würde, da die Bande sich auf einige Zeit trennt. Heute Abend verlasse ich Euch. — Ihr habt lauter hübsche Kinder, liebe Frau! Das ist ja wieder ein herrlicher Knabe." Mit diesen Worten nahm er den Kleinen von Giorgina's Arm und wußte mit ihm so freundlich zu spielen, daß das Kind lachte und jauchzte und gern bei ihm blieb, bis er es wieder der Mutter zurückgab. Schon war es Abend geworden, als Denner zu Giorgina sagte: „Ihr merkt wohl, daß ich, unerächtet ich kein Weib und keine Kinder habe, welches mir manchmal recht nahe geht, doch gar zu gern mit kleinen Kindern spiele und tändle. Gebt mir doch Euern Kleinen auf die wenigen Augenblicke, die ich noch bei Euch zubringe. Nicht wahr? der Kleine ist jetzt gerade neun Wochen alt." Giorgina be-

jahte das und gab, jedoch nicht ohne inneres Widerstreben, den kleinen Knaben Dennern hin, der sich mit ihm vor die Hausthür setzte und Giorgina bat, ihm nun das Abendessen zu bereiten, weil er in einer Stunde fortmüßte. Kaum war Giorgina in die Küche getreten, als sie sah, wie Denner mit dem Kinde auf dem Arm in die Stube ging. Bald darauf verbreitete sich ein seltsam riechender Dampf durch das Haus, der aus der Stube zu quillen schien. Giorgina wurde von unbeschreiblicher Angst ergriffen; sie lief schnell nach der Stube und fand die Thür von innen verriegelt. Es war ihr, als höre sie das Kind leise wimmern. „Rette, rette mein Kind aus den Klauen des Bösewichts!" so schrie sie, eine gräßliche That ahnend, dem Knecht entgegen, der eben in das Haus trat. Dieser ergriff schnell die Axt und sprengte die Thür. Dicker stinkender Dampf schlug ihnen entgegen. Mit einem Sprunge war Giorgina im Zimmer; der Knabe lag nackt über einer Schüssel, in

die sein Blut tröpfelte. Sie sah nur noch, wie der Knecht mit der Axt ausholte, um den Denner zu treffen, wie dieser dem Schlage auswich, den Knecht unterlief und mit ihm rang. Es war ihr, als höre sie jetzt mehrere Stimmen dicht vor den Fenstern, bewußtlos sank sie zu Boden. Als sie wieder erwachte, war es finstre Nacht worden, aber ganz betäubt vermochte sie nicht die erstarrten Glieder zu regen. Endlich wurde es Tag und nun sah sie mit Entsetzen, wie das Blut im Zimmer schwamm. Stücke von Denner's Kleidern lagen überall umher — ein ausgerissener Schopf von des Knechts Haaren — die Axt blutig daneben — der Knabe vom Tische herabgeschleudert mit zerschnittener Brust. Auf's neue wurde Giorgina ohnmächtig, sie glaubte zu sterben, aber sie erwachte wie aus dem Todesschlummer, als es schon Mittag geworden. Sie raffte sich mühsam auf, sie rief laut den Georg, aber als niemand antwortete, glaubte sie, auch Georg sei ermordet. Die Verzweif-

lung gab ihr Kräfte, sie floh aus dem Zimmer in den Hof und schrie laut: „Georg! — Georg!" Da antwortete es mit matter kläglicher Stimme vom Bodenfenster herab; „Mutter, ach liebe Mutter, bist Du denn da? Komm herauf zu mir! mich hungert sehr!" — Schnell sprang jetzt Giorgina hinauf und fand den Kleinen, der vor Angst bei dem Lärm im Hause in die Bodenkammer gekrochen war und nicht gewagt hatte herauszukommen. Mit Entzücken drückte Giorgina den Kleinen an die Brust. Sie verschloß das Haus und wartete nun von Stunde zu Stunde in der Bodenkammer auf Andres, den sie auch verloren glaubte. Der Knabe hatte von oben herab gesehen, wie mehrere Männer ins Haus gingen und mit Denner'n einen todten Menschen heraustrugen. — Endlich bemerkte auch Giorgina das Geld und die schönen Sachen, die Andres mitgebracht hatte. „Ach, so ist es doch wahr?" schrie sie entsetzt auf, „so bist Du doch" — Andres ließ sie nicht ausreden, son-

dern erzählte ausführlich, welches Glück sie betroffen und wie er in Frankfurt gewesen sei, wo er sich ihre Erbschaft habe auszahlen lassen. Der Neffe des ermordeten Grafen von Bach war nun Besitzer der Güter worden; bei diesem wollte sich Andres melden, getreulich alles Geschehene erzählen, Denner's Schlupfwinkel entdecken und bitten, ihn seines Dienstes zu entlassen, der ihm so viel Noth und Gefahr bringe. Giorgina durfte mit dem Knaben im Hause nicht zurückbleiben. Andres beschloß daher, seine besten leicht fortzuschaffenden Sachen auf einen kleinen Leiterwagen zu packen, das Pferd vorzuspannen und so mit seinem Weibe und Kinde eine Gegend auf immer zu verlassen, die ihm nur die schrecklichsten Erinnerungen erregen und überdem niemals Ruhe und Sicherheit gewähren konnte. Der dritte Tag war zur Abreise bestimmt, und eben packten sie einen Kasten, als ein starkes Pferdegetrappel immer näher und näher kam. Andres erkannte den Bachschen Förster, der

bei dem Schlosse wohnte; hinter ihm ritt ein Commando Fuldaischer Dragoner. „Nun da finden wir ja den Bösewicht gerade bei der Arbeit, seinen Raub in Sicherheit zu bringen,“ rief der Commissarius des Gerichts, der mitgekommen. Andres erstarrte vor Staunen und Schreck. Giorgina war halb ohnmächtig. Sie fielen über ihn her, banden ihn und sein Weib mit Stricken und warfen sie auf den Leiterwagen, der schon vor dem Hause stand. Giorgina jammerte laut um den Knaben und flehte um Gottes willen, daß man ihn ihr mitgeben möge. „Damit Du Deine Brut auch noch ins höllische Verderben bringen kannst?“ sprach der Commissarius und riß den Knaben mit Gewalt aus Giorgina's Armen. Schon sollte es fortgehen, da trat der alte Förster, ein rauher aber biederer Mann, noch einmal an den Wagen und sagte: „Andres, Andres, wie hast Du Dich denn von dem Satan verlocken lassen, solche Frevelthaten zu begehen? Immer warst Du ja sonst so fromm und ehrlich!“

„Ach lieber Herr!“ schrie Andres auf im höchsten Jammer, „so wahr Gott im Himmel lebt, so wie ich dereinst selig zu sterben hoffe, ich bin unschuldig. Ihr habt mich ja gekannt von früher Jugend her; wie sollte ich, der ich niemals Unrechtes gethan, solch ein abscheulicher Bösewicht geworden seyn? — denn ich weiß wohl, daß Ihr mich für einen verruchten Räuber und Theilnehmer an der Frevelthat haltet, die auf dem Schlosse meines geliebten unglücklichen Herrn verübt worden ist. Aber ich bin unschuldig bei meinem Leben und meiner Seligkeit!“ „Nun“ sagte der alte Förster, „wenn Du unschuldig bist, so wird das an den Tag kommen, mag auch noch so viel wider Dich sprechen. Deines Knaben und des Besitzthums, was Du zurücklässest, will ich mich getreulich annehmen, so daß, wenn Deine und Deines Weibes Unschuld erwiesen, Du den Jungen frisch und munter und Deine Sachen unversehrt wiederfinden sollst.“ Das Geld nahm der Commissarius des Gerichts in Beschlag. Unter-

weges frug Andres Giorginen, wo sie denn das Kästchen verwahrt habe; sie gestand, wie es ihr jetzt leid thue, daß sie es dem Denner überliefert, da es jetzt der Obrigkeit hätte übergeben werden können. In Fulda trennte man den Andres von seinem Weibe und warf ihn in ein tiefes finstres Gefängniß. Nach einigen Tagen wurde er zum Verhör geführt. Man beschuldigte ihn der Theilnahme an dem im Vach'schen Schlosse verübten Raubmorde und ermahnte ihn die Wahrheit zu gestehen, da schon alles wider ihn so gut als ausgemittelt sei. Andres erzählte nun getreulich Alles, was sich mit ihm zugetragen, von dem ersten Eintritt des abscheulichen Denners in sein Haus bis zu dem Augenblick seiner Verhaftung. Er klagte sich selbst voll Reue des einzigen Vergehens an, daß er, um Weib und Kind zu retten, bei der Plünderung des Pachters zugegen war, und den Denner von der Gefangennehmung befreite, und betheuerte seine gänzliche Unschuld Rücksichts des letzten

von der Dennerschen Bande verübten Raubmordes, da er zu eben derselben Zeit in Frankfurt gewesen sei. Jetzt öffneten sich die Thüren des Gerichtssaals und der abscheuliche Denner wurde hereingeführt. Als er den Andres erblickte, lachte er auf in teuflischem Hohn und sprach: „Nun, Kamerad, hast Du Dich auch erwischen lassen? Hat Dir Deines Weibes Gebet denn nicht herausgeholfen?“ Die Richter forderten Denner'n auf, sein Bekenntniß Rücksichts des Andres zu wiederholen und er sagte aus, daß eben der Bachsche Revierjäger Andres, der jetzt vor ihm stehe, schon seit fünf Jahren mit ihm verbunden und das Jägerhaus sein bester und sicherster Schlupfwinkel gewesen sei. Andres habe immer den ihm gebührenden Antheil vom Raube erhalten, wiewol er nur zweimal thätig bei den Räubereien mitgewirkt. Einmahl nehmlich bei der Beraubung des Pachters, wo er ihn, den Denner, aus der dringendsten Gefahr errettet, und dann bei dem Unternehmen gegen den Gra-

sen Aloys von Bach, der eben durch einen glücklichen Schuß des Andres getödtet worden sei. — Andres gerieth in Wuth, als er diese schändliche Lüge hörte. „Was?" schrie er, „Du verruchter teuflischer Bösewicht, Du wagst es, mich der Ermordung meines lieben armen Herrn anzuklagen, die Du selbst verübt? — Ja! ich weiß es, nur Du selbst bist solcher That fähig; aber Deine Rache verfolgt mich, weil ich aller Gemeinschaft mit Dir entsagt habe, weil ich drohte, Dich als einen verruchten Räuber und Mörder niederzuschießen, so wie Du meine Schwelle betreten würdest. Darum hast Du mit Deiner Bande mein Haus überfallen, als ich abwesend war; darum hast Du mein armes unschuldiges Kind und meinen braven Knecht ermordet! — Aber Du wirst der schrecklichen Strafe des gerechten Gottes nicht entgehen, sollte ich auch Deiner Bosheit unterliegen." Nun wiederholte Andres sein voriges Bekenntniß unter den heiligsten Betheurungen der Wahrheit; aber

Denner lachte höhnisch und meinte, warum er denn aus allzugroßer Furcht vor dem Tode noch erst das Gericht zu belügen sich unterfange, und daß es sich schlecht mit der Frömmigkeit, von der er so viel Aufhebens mache, vereinbare, daß er Gott und die Heiligen zur Bekräftigung seiner falschen Aussagen anrufe. — Die Richter wußten in der That nicht, was sie von dem Andres, dessen Miene und Sprache die Wahrheit seiner Aussage zu bestätigen schien, so wie von Denner's kalter Festigkeit denken sollten. — Nun wurde Giorgina vorgeführt, die in namenlosem Jammer laut weinend auf den Mann zustürzte. Sie wußte nur Unzusammenhängendes zu erzählen, und unerachtet sie den Denner des entsetzlichen Mordes ihres Knaben anklagte, schien Denner doch keinesweges entrüstet, sondern behauptete, wie er schon früher gethan, daß Giorgina nie etwas von den Unternehmungen ihres Mannes gewüßt habe, sondern ganz unschuldig sei. Andres wurde in sein Gefängniß

zurückgeführt. Einige Tage nachher sagte ihm der ziemlich gutmüthige Gefangenwärter, daß sein Weib, da sowol Denner, als die übrigen Räuber fortwährend ihre Unschuld behauptet, sonst auch nichts wider sie ausgemittelt worden, der Haft entlassen sei. Der junge Graf von Vach, ein edelmüthiger Herr, der sogar an seiner, des Andres, Schuld zu zweifeln scheine, habe Caution gestellt, und der alte Förster Giorginen in einem schönen Wagen abgeholt. Vergebens habe Giorgina gebeten, ihren Mann sehen zu dürfen; das sei ihr vom Gericht gänzlich abgeschlagen worden. Den armen Andres tröstete diese Nachricht nicht wenig, da mehr, als sein Unglück ihm seines Weibes elender Zustand im Gefängniß zu Herzen ging. Sein Prozeß verschlimmerte sich indessen von Tage zu Tage. Es war erwiesen, daß eben, wie Denner es angegeben, seit fünf Jahren Andres in einen gewissen Wohlstand gerieth, dessen Quelle nur die Theilnahme an den Räubereien seyn konnte. Ferner gestand

Andres selbst seine Abwesenheit von Hause während der auf dem Bachschen Schlosse verübten That, und seine Angabe wegen seiner Erbschaft und seines Aufenthalts in Frankfurt blieb verdächtig, weil er den Namen des Kaufmanns, von dem er das Geld ausgezahlt erhalten haben wollte, durchaus nicht anzugeben wußte. Der Bankier des Grafen von Bach, so wie der Hauswirth in Frankfurt, bei dem Andres eingekehrt war, versicherten einstimmig, wie sie sich des beschriebenen Revierjägers gar nicht erinnern könnten; der Gerichtshalter des Grafen von Bach, der das Certifikat für den Andres ausgefertigt hatte, war gestorben, und niemand von den Bachschen Dienern wußte etwas von der Erbschaft, da der Graf nichts davon geäußert, Andres aber auch davon geschwiegen, weil er, aus Frankfurt zurückkehrend, sein Weib mit dem Gelde überraschen wollte. So blieb alles, was Andres vorbrachte, um nachzuweisen, daß er zur Zeit des Raubes in Frankfurt gewesen und das

Geld ehrlich erworben sei, unausgemittelt. Denner blieb dagegen bei seiner frühern Behauptung und ihm stimmten sämmtliche Räuber, die eingefangen worden, in allem bei. Alles dieses hätte aber die Richter noch nicht so von der Schuld des unglücklichen Andres überzeugt, als die Aussage von zwei Wachschen Jägern, die bei dem Schein der Flammen ganz genau den Andres erkannt und gesehen haben wollten, wie von ihm der Graf niedergestreckt wurde. Nun war Andres in den Augen des Gerichts ein verstockter heuchlerischer Bösewicht und gestützt auf das Resultat aller jener Aussagen und Beweise wurde ihm die Tortur zuerkannt, um seinen starren Sinn zu beugen, und ihn zum Geständniß zu bringen. Schon über ein Jahr schmachtete Andres im Kerker, der Gram hatte seine Kräfte aufgezehrt, und sein sonst robuster starker Körper war schwach und ohnmächtig geworden. Der schreckliche Tag, an dem die Pein ihm das Geständniß einer That, welche er niemals begangen, abdrin-

gen sollte, kam heran. Man führte ihn in die Folterkammer, wo die entsetzlichen mit sinnreicher Grausamkeit erfundenen Instrumente lagen, und die Henkersknechte sich bereiteten, den Unglücklichen zu martern. Nochmals wurde Andres ermahnt, die That, deren er so dringend verdächtig, ja deren er durch das Zeugniß jener Jäger überführt worden, zu gestehen. Er betheuerte wiederum seine Unschuld, und wiederholte alle Umstände seiner Bekanntschaft mit Dennern in denselben Worten, wie er es im ersten Verhör gethan. Da ergriffen ihn die Knechte, banden ihn mit Stricken und marterten ihn, indem sie seine Glieder ausrenkten und Stacheln einbohrten in das gedehnte Fleisch. Andres vermochte nicht die Quaal zu ertragen: vom Schmerz gewaltsam zerrissen, den Tod wünschend, gestand er alles was man wollte, und wurde ohnmächtig in den Kerker zurückgeschleppt. Man stärkte ihn, wie es nach erlittener Tortur gewöhnlich, mit Wein und er fiel in einen zwischen Wachen und Schlafen hinbrütenden

Zustand.

Zustand. Da war es ihm als lösten sich die Steine aus der Mauer, und als fielen sie krachend herab auf den Boden des Kerkers. Ein blutrother Schimmer drang durch und in ihm trat eine Gestalt hinein, die, unerachtet sie Denner's Züge hatte, ihm doch nicht Denner zu seyn schien. Glühender funkelten die Augen, schwärzer starrte das struppige Haar auf der Stirn empor und tiefer senkten sich die finstern Augenbrauen in die dicke Muskel herab, die über der krummgebogenen Habichtsnase lag. Auf gräßlich seltsame Weise war das Gesicht verschrumpft und verzerrt, und die Kleidung fremd und abentheuerlich, wie er Dennern niemals gesehen. Ein feuerrother mit Gold stark verbrämter weiter Mantel hing in bauschichten Falten der Gestalt über die Schultern, ein breiter niedergekrempter spanischer Hut mit herabhängender rother Feder saß schief auf dem Kopfe, ein langer Stoßdegen hing an der Seite, und unter dem linken Arm trug die Gestalt ein kleines Kistchen. So schritt

der gespenstische Unhold auf Andres zu in hohlem dumpfen Tone sprechend: „Nun, Camerad, wie hat Dir die Folter geschmeckt? Du hast das Alles blos Deinem Eigensinn zu verdanken; hättest Du Dich als zur Bande gehörig bekannt, so wärst Du nun schon gerettet. Versprichst Du aber, Dich mir und meiner Leitung ganz zu ergeben, und gewinnst Du es über Dich, von diesen Tropfen zu trinken, die aus Deines Kindes Herzblut gekocht sind, so bist Du augenblicklich aller Quaal entledigt. Du fühlst Dich gesund und kräftig, und für Deine weitere Rettung will ich dann sorgen." — Andres konnte vor Schreck, Angst und Ermattung nicht sprechen; er sah, wie seines Kindes Blut in der Phiole, die ihm die Gestalt hinhielt, in rothen Flämmchen spielte; inbrünstig betete er zu Gott und den Heiligen, daß sie ihn retten möchten aus den Klauen des Satans, der ihn verfolge und um die ewige Seligkeit bringen wolle, die er zu erlangen hoffe, sollte er auch eines schimpflichen Todes sterben. Nun

lachte die Gestalt, daß es im Kerker widergellte, und verschwand im dicken Dampf. Andres erwachte endlich aus dumpfer Betäubung, er vermochte sich aufzurichten vom Lager; aber wie ward ihm, als er sah, daß das Stroh, was unter seinem Haupte gelegen, sich stärker und stärker zu rühren begann und endlich weggeschoben wurde. Er gewahrte, daß ein Stein aus dem Fußboden von unten herausgedrängt worden und hörte mehrmals seinen Namen leise rufen. Er erkannte Denner's Stimme und sprach: „Was willst Du von mir?“ Laß mich ruhen, ich habe mit Dir nichts zu schaffen! „Andres,“ sprach Denner, „ich bin durch mehrere Gewölbe gedrungen, um Dich zu retten; denn, wenn Du auf den Richtplatz kommst, von dem ich errettet wurde, bist Du verloren. Bloß um Deines Weibes willen, die mir mehr angehört, als Du wohl denken magst, helfe ich Dir. Du bist ein muthloser Feigling. Was hat Dir nun Dein erbärmliches Läugnen gefruchtet? Blos, daß Du vom Bachschen

Schloß nicht zu rechter Zeit nach Hause zurückkehrtest und ich mich zu lange bei Deinem Weibe aufhielt, ist Schuld, daß man mich auffing. Da! — nimm die Feile und die Säge, befreie Dich in künftiger Nacht von den Ketten und durchsäge das Schloß der Kerkerthüre; schleiche durch den Gang! Die äußere Thür linker Hand wird offen stehn, und draußen wirst Du einen von uns finden, der Dich weiter geleitet. Halte Dich gut!" Andres nahm die Säge und die Feile, die ihm Denner hineinreichte und hob dann den Stein wieder in die Oeffnung. Er war entschlossen, das zu thun, wozu ihn die innere Stimme des Gewissens aufforderte. — Als es Tag geworden und der Gefangenwärter hineintrat, da sagte er, wie er sehnlich wünsche vor den Richter geführt zu werden, indem er Wichtiges zu entdecken habe. Noch an demselben Vormittage wurde sein Verlangen erfüllt, weil man nicht anders glaubte, als daß Andres neue, bisher noch unbekannt gebliebene, Frevelthaten der Bande ge-

stehen werde. Andres überreichte den Richtern die von Dennern erhaltenen Instrumente, und erzählte den Vorgang der Nacht. „Unerachtet ich gewiß und wahrhaftig unschuldig leide, so soll mich doch Gott behüten, daß ich darnach trachten sollte, meine Freiheit auf unerlaubte Weise zu erlangen; denn das würde mich ja dem verruchten Denner, der mich in Schande und Tod gestürzt hat, in die Hände liefern und ich dann erst durch mein sündliches freveliches Unternehmen die Strafe verdienen, die ich jetzt unschuldig leiden werde.“ So beschloß Andres seinen Vortrag. Die Richter schienen erstaunt und von Mitleid für den Unglücklichen durchdrungen, wiewol sie durch die mannichfachen Thatsachen, die wider ihn sprachen, zu sehr von seiner Schuld überzeugt waren, um sein jetziges Benehmen nicht auch für zweifelhaft zu halten. Die Aufrichtigkeit des Andres und vorzüglich der Umstand, daß nach jener Anzeige der von Denner beabsichtigten Flucht, in der Stadt und zwar in der nächsten Umgebung des

Gefängnisses wirklich noch einige von der Bande ertappt und aufgegriffen wurden, hatte jedoch den wohlthätigen Einfluß auf ihn, daß er aus dem unterirdischen Kerker, in den er gesperrt gewesen, herausgenommen wurde, und eine lichte Gefängnißstube neben der Wohnung des Gefangenwärters erhielt. Da brachte er seine Zeit mit Gedanken an sein treues Weib, an seinen Knaben, und mit gottseligen Betrachtungen hin, und bald fühlte er sich ermuthig, das Leben auch auf schmerzliche Weise, wie eine Bürde, abzuwerfen. Nicht genug konnte sich der Gefangenwärter über den frommen Verbrecher wundern und er mußte nothgedrungen beinahe an seine Unschuld glauben.

Endlich, nachdem beinahe noch ein Jahr verflossen, war der schwierige verwickelte Prozeß wider Denner und seine Mitschuldigen geschlossen. Es hatte sich gefunden, daß die Bande bis an die Gränze von Italien ausgebreitet war und schon seit geraumer Zeit überall raubte und mordete. Denner sollte gehängt, und dann sein

Körper verbrannt werden. Auch dem unglücklichen Andres war der Strang zuerkannt; seiner Reue halber, und da er durch das Bekenntniß der ihm von Denner gerathenen Flucht die Entdeckung des Anschlags der Bande, durchzubrechen, veranlaßt hatte, durfte jedoch sein Körper herabgenommen, und auf der Gerichtsstätte verscharrt werden.

Der Morgen, an dem Denner und Andres hingerichtet werden sollten, war angebrochen; da ging die Thür des Gefängnisses auf, und der junge Graf von Bach trat hinein zum Andres, der auf den Knien lag und still betete. „Andres,“ sprach der Graf, „Du mußt sterben. Erleichtere Dein Gewissen noch durch ein offnes Geständniß! Sage mir, hast Du Deinen Herrn getödtet? Bist Du wirklich der Mörder meines Oheims?“ — Da stürzten dem Andres die Thränen aus den Augen, und er wiederholte nochmals Alles, was er vor Gericht ausgesagt, ehe ihm die unleidliche Quaal der Tortur eine

Lüge auspreßte. Er rief Gott und die Heiligen an, die Wahrheit seiner Aussage und seine gänzliche Unschuld an dem Tode des geliebten Herrn zu bekräftigen.

„So ist hier," fuhr der Graf von Bach fort, „ein unerklärliches Geheimniß im Spiele. Ich selbst, Andres, war von Deiner Unschuld überzeugt, unerachtet vieles wider Dich sprach; denn ich wußte ja, daß Du von Jugend auf der treuste Diener meines Oheims gewesen bist, und ihn selbst einmal in Neapel mit Gefahr Deines Lebens aus Räuberhänden errettet hast. Allein nur noch gestern haben mir die beiden alten Jäger meines Oheims Franz und Nikolaus geschworen, daß sie Dich leibhaftig unter den Räubern gesehen und genau bemerkt hätten, wie Du selbst meinen Oheim niederstrecktest." Andres wurde von den peinlichsten, schrecklichsten Gefühlen durchbohrt; es war ihm, als wenn der Satan selbst seine Gestalt angenommen habe, um ihn zu verderben; denn auch Denner hatte ja sogar im Kerker davon

gesprochen, daß er den Andres wirklich gesehen, und so schien selbst die falsche Beschuldigung vor Gericht auf innerer wahrer Ueberzeugung zu beruhen. Andres sagte dies Alles unverholen, indem er hinzusetzte, daß er sich der Schickung des Himmels ergebe, nach welcher er den schmählichen Tod eines Verbrechers sterben solle, daß aber, sei es auch lange Zeit nachher, seine Unschuld gewiß an den Tag kommen werde. Der Graf von Vach schien tief erschüttert; er konnte kaum noch dem Andres sagen, daß, nach seinem Wunsche, der Tag der Hinrichtung seinem unglücklichen Weibe verschwiegen geblieben sei, und daß sie sich nebst dem Knaben bei dem alten Förster aufhalte. Die Rathhausglocke erklang dumpf und schauerlich in abgemessenen Pulsen. Andres wurde angekleidet und der Zug ging mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten unter dem Zuströmen unzähligen Volks nach der Richtstätte. Andres betete laut und rührte durch sein frommes Betragen alle, die ihn sahen. Denner hatte die Miene

des trotzigen verstockten Bösewichts. Er schaute munter und kräftig um sich, und lachte oft den armen Andres tückisch und schadenfroh an. Andres sollte zuerst hingerichtet werden; er bestieg gefaßt mit dem Henker die Leiter, da kreischte ein Weib auf und sank ohnmächtig einem alten Mann in die Arme. Andres blickte hin, es war Giorgina; laut erflehte er vom Himmel Fassung und Stärke. „Dort, dort, sehe ich Dich wieder, mein armes unglückliches Weib, ich sterbe unschuldig!" rief er, indem er den Blick sehnsuchtsvoll zum Himmel erhob. Der Richter rief dem Henker zu, er möge sich fördern, denn es entstand ein Murren unter dem Volke und es flogen Steine nach Dennern, der ebenfalls schon die Leiter bestiegen hatte und die Zuschauer verhöhnte ob ihres Mitleids mit dem frommen Andres. Der Henker legte dem Andres den Strick um den Hals, da scholl es aus der Ferne her: „Halt — halt — um Christus willen halt! — Der Mann ist unschuldig! — ihr richtet einen

Unschuldigen hin!" — „Halt — halt!" schrieen tausend Stimmen und kaum vermochte die Wache zu steuern dem Volk, das hinzudrang und den Andres von der Leiter herabreissen wollte. Näher sprengte nun der Mann zu Pferde, der erst gerufen hatte, und Andres erkannte auf den ersten Blick in dem Fremden den Kaufmann, der ihm in Frankfurt Giorgina's Erbschaft ausgezahlt hatte. Seine Brust wollte zersprin- gen vor Freude und Seligkeit, kaum konnte er sich aufrecht erhalten als er von der Leiter herab- gestiegen. Der Kaufmann sagte dem Richter, daß zu derselben Zeit, als der Raubmord im Bachschen Schlosse verübt worden, Andres in Frankfurt, also viele Meilen davon entfernt, ge- wesen sei, und daß er dies vor Gericht auf die unzweifelhafteste Weise durch Urkunden und Zeu- gen darthun wolle. Da rief der Richter: „Die Hinrichtung des Andres kann keinesweges ge- schehen; denn dieser höchstwichtige Umstand bewei- set, wenn er ausgemittelt wird, die völlige Un-

schuld des Angeklagten. Man führe ihn sogleich nach dem Gefängnisse zurück." Denner hatte alles von der Leiter herab ruhig angesehen; als aber der Richter diese Worte gesprochen, da rollten seine glühenden Augen, er knirschte mit den Zähnen, er heulte in wilder Verzweiflung, daß es gräßlich, wie der namenlose Jammer des wüthenden Wahnsinns, durch die Lüfte hallte: „Satan, Satan! Du hast mich betrogen — weh mir! weh mir! es ist aus — aus — Alles verloren!" Man brachte ihn von der Leiter herab, er fiel zu Boden und röchelte dumpf: „ich will alles bekennen — ich will alles bekennen!" Auch seine Hinrichtung wurde verschoben und er ins Gefängniß zurückgeführt, wo ihm jedes Entspringen unmöglich gemacht worden. Der Haß seiner Wächter war die beste Schutzwehr gegen die Schlauheit seiner Verbündeten. — Wenige Augenblicke nachher, als Andres bei dem Gefangenwärter angekommen, lag Giorgina in seinen Armen. „Ach Andres, Andres," rief

sie, „nun habe ich Dich ganz wieder, da ich weiß, daß Du unschuldig bist; denn auch ich habe an Deiner Redlichkeit, an Deiner Frömmigkeit gezweifelt!“ — Unerachtet man Giorginen den Tag der Hinrichtung verschwiegen, war sie doch von unbeschreiblicher Angst, von seltsamer Ahnung getrieben, nach Fulda geeilt, und gerade auf die Richtstätte gekommen, als ihr Mann die verhängnißvolle Leiter bestieg, die ihn zum Tode führen sollte. Der Kaufmann war die ganze lange Zeit der Untersuchung über auf Reisen in Frankreich und Italien gewesen, und jetzt über Wien und Prag zurückgekehrt. Der Zufall, oder vielmehr eine besondere Schickung des Himmels, wollte, daß er gerade in dem entscheidendsten Augenblick auf dem Richtplatze ankam, und den armen Andres von dem schmählichen Tode des Verbrechens rettete. Im Gasthofe erfuhr er die ganze Geschichte des Andres und es fiel ihm gleich schwer aufs Herz, daß Andres wol derselbe Revierjäger seyn könne, der vor zwei Jahren

eine Erbschaft, die seinem Weibe von Neapel aus zugefallen, erhob. Schnell eilte er fort und überzeugte sich, als er nur Andres sah, sogleich von der Wahrheit seiner Vermuthung. Durch die eifrigen Bemühungen des wackern Kaufmanns und des jungen Grafen von Bach wurde Andres Aufenthalt in Frankfurt bis auf die Stunde ausgemittelt, dadurch aber seine völlige Unschuld an dem Raubmorde dargethan. Denner selbst gestand nun die Richtigkeit der Angabe des Andres über das Verhältniß mit ihm und meinte nur, der Satan müsse ihn geblendet haben; denn in der That hätte er geglaubt, Andres fechte auf dem Bach'schen Schloß an seiner Seite. Für die erzwungene Theilnahme an der Ausplünderung des Pachterhofes, so wie für die gesetzwidrige Rettung Denner's, hatte, nach dem Ausspruch der Richter, Andres genug gebüßt durch das lange harte Gefängniß und durch die ausgestandene Marter und Todesangst; er wurde daher durch Urtel und Recht von jeder weiteren

Strafe freigesprochen und eilte mit seiner Giorgina auf das Vachsche Schloß, wo ihm der edle wohlthätige Graf im Nebengebäude eine Wohnung einräumte, von ihm nur die geringen Jagddienste fordernd, die des Grafen persönliche Liebhaberei nothwendig machte. Auch die Gerichtskosten bezahlte der Graf, so daß Andres und Giorgina in dem ungekränkten Besitz ihres Vermögens blieben.

Der Prozeß wider den verruchten Ignaz Denner nahm jetzt eine ganz andere Wendung. Die Begebenheit auf der Gerichtsstätte schien ihn ganz umgewandelt zu haben. Sein höhnender teuflischer Stolz war gebeugt, und aus seinem zerknirschten Innern brachen Geständnisse hervor, die den Richtern das Haar sträubten. Denner klagte sich selbst mit allen Zeichen tiefer Reue des Bündnisses mit dem Satan an, das er von seiner frühen Jugendzeit unterhalten, und so wurde vorzüglich hierauf die fernere Untersuchung mit dem Zutritt dazu verordneter Geistlichkeit gerich-

tet. Ueber seine früheren Lebensverhältnisse erzählte Denner so viel Sonderbares, daß man es für das Erzeugniß wahnsinniger Ueberspannung hätte halten müssen, wenn nicht durch die Erkundigungen, die man in Neapel, seinem angeblichen Geburtsort, einziehen ließ, alles bestätigt worden wäre. Ein Auszug aus den von dem geistlichen Gericht in Neapel verhandelten Akten ergab über Denner's Herkunft folgende merkwürdige Umstände.

Vor langen Jahren lebte in Neapel ein alter wunderlicher Doktor, Trabacchio mit Namen, den man seiner geheimnißvollen stets glücklichen Curen wegen insgemein den Wunder-Doktor zu nennen pflegte. Es schien, als wenn das Alter nichts über ihn vermöge; denn er schritt rasch und jugendlich daher, unerachtet mehrere Eingeborne ihm nachrechnen konnten, daß er an die achtzig Jahre alt seyn müßte. Sein Gesicht war auf eine seltsame grausige Weise verzerrt und verschrumpft, und seinen Blick konnte man kaum

ohne

ohne innern Schauer ertragen, wiewol er oft den Kranken wohl that, so daß man sagte, blos durch den scharf auf den Kranken gehefteten Blick heile er oftmals schwere hartnäckige Uebel. Ueber seinen schwarzen Anzug warf er gewöhnlich einen weiten rothen Mantel mit goldnen Tressen und Troddeln, unter dessen bauschichten Falten der lange Stoßdegen hervorragte. So lief er mit einer Kiste seiner Arzneien, die er selbst bereitete, durch die Straßen von Neapel zu seinen Kranken, und jeder wich ihm scheu aus. Nur in der höchsten Noth wandte man sich an ihn, aber niemals schlug er es aus einen Kranken zu besuchen, hatte er dabei auch nicht sonderlichen Gewinn zu hoffen. Mehrere Weiber starben ihm schnell; immer waren sie ausnehmend schön und insgemein Landdirnen gewesen. Er sperrte sie ein und erlaubte ihnen, nur unter Begleitung einer alten ekelhaft häßlichen Frau die Messe zu hören. Diese Alte war unbestechlich; jeder noch so listig angelegte Versuch junger Lüstlinge, den schönen

Frauen des Doktor Trabacchio näher zu kommen, blieb fruchtlos. Ungeachtet Doktor Trabacchio von Reichen sich gut bezahlen ließ, so stand doch seine Einnahme mit dem Reichthum an Geld und Kleinodien, den er in seinem Hause aufgehäuft hatte und den er niemanden verheelte, in keinem Verhältniß. Dabei war er zu Zeiten freigebig bis zur Verschwendung, und hatte die Gewohnheit jedesmal, wenn ihm eine Frau gestorben, ein Gastmahl zu geben, dessen Aufwand wol doppelt so viel betrug, als die reichste Einnahme, die ihm seine Praxis ein ganzes Jahr hindurch verschaffte. Mit seiner letzten Frau hatte er einen Sohn erzeugt, den er eben so einsperrte, wie seine Weiber; niemand bekam ihn zu sehen. Nur bei dem Gastmahl, das er nach dem Tode dieser Frau gab, saß der kleine dreijährige Knabe an seiner Seite, und alle Gäste waren über die Schönheit und die Klugheit des Kindes, das man, verrieth sein körperliches Ansehen nicht sein Alter, seinem Benehmen nach wenigstens für

zwölfjährig hätte halten können. Eben bei diesem Gastmahl äußerte der Doktor Trabacchio, daß, da nunmehr sein Wunsch, einen Sohn zu haben, erreicht sei, er nicht mehr heirathen werde. Sein übermäßiger Reichthum, aber noch mehr sein geheimnißvolles Wesen, seine wunderbaren Curen, die bis ins Unglaubliche gingen, da blos einigen von ihm bereiteten und eingeflößten Tropfen, ja oft blos seiner Betastung, seinem Blick, die hartnäckigsten Krankheiten wichen, gaben endlich Anlaß zu allerlei seltsamen Gerüchten, die sich in Neapel verbreiteten. Man hielt den Doktor Trabacchio für einen Alchymisten, für einen Teufelsbeschwörer, ja man gab ihm endlich Schuld, daß er mit dem Satan im Bündniß stehe. Die letzte Sage entstand aus einer seltsamen Begebenheit, die sich mit einigen Edelleuten in Neapel zutrug. Diese kehrten einst spät in der Nacht von einem Gastmahl zurück und geriethen, da sie im Weinrausch den Weg verfehlt, in eine einsame verdächtige Gegend. Da rauschte und ra-

schelte es vor ihnen und sie wurden mit Entsetzen gewahr, daß ein großer leuchtendrother Hahn, ein zackicht Hirschgeweihe auf dem Kopfe tragend, mit ausgebreiteten Flügeln daher schritt, und sie mit menschlichen funkelnden Augen anstarrte. Sie drängten sich in eine Ecke, der Hahn schritt vorüber, und ihm folgte eine große Figur im glänzendem goldverbrämten Mantel. So wie die Gestalten vorüber waren, sagte einer von den Edelleuten leise: Das war der Wunderdoktor Trabacchio. Alle, nüchtern geworden durch den entsetzlichen Spuk, ermuthigten sich und folgten dem angeblichen Doktor mit dem Hahn, dessen Leuchten den genommenen Weg zeigte. Sie sahen, wie die Gestalten wirklich auf das Haus des Doktors, das auf einem fernen leeren öden Platze stand, zuschritten. Vor dem Hause angekommen, rauschte der Hahn in die Höhe, und schlug mit den Flügeln an das große Fenster über dem Balkon, das sich klirrend öffnete; die Stimme eines alten Weibes meckerte: „Kommt — kommt nach Haus — kommt

nach Haus — warm ist das Bett, und Liebchen wartet lange schon — lange schon!" Da war es, als stiege der Doktor auf einer unsichtbaren Leiter empor, und rausche nach dem Hahn durch das Fenster, welches zugeschlagen wurde, daß es die einsame Straße entlang klirrte und dröhnte. Alles war im schwarzen Dunkel der Nacht verschwunden und die Edelleute standen stumm und starr vor Grausen und Entsetzen. Dieser Spuk, die Ueberzeugung der Edelleute, daß die Gestalt, der der teuflische Hahn vorleuchtete, niemand anders, als der verrufene Doktor Trabacchio gewesen, war für das geistliche Gericht, dem Alles zu Ohren kam, genug, dem satanischen Wundermann sorglich in aller Stille nachzuspüren. Man brachte in der That heraus, daß in den Zimmern des Doktors sich oft ein rother Hahn befand, mit dem er auf wunderliche Weise zu sprechen und zu disputiren schien, als sprächen Gelehrte über zweifelhafte Gegenstände ihres Wissens. Das geistliche Gericht war im Begriff den Doktor

Trabacchio einzuziehen als einen verruchten Hexenmeister; aber das weltliche Gericht kam dem geistlichen zuvor und ließ den Doktor durch die Sbirren aufheben und ins Gefängniß schleppen, da er eben von dem Besuch eines Kranken heimkehrte. Die Alte war schon früher aus dem Hause geholt worden, den Knaben hatte man nicht finden können. Die Thüren der Zimmer wurden verschlossen und versiegelt, Wachen ringsum das Haus gestellt. — Folgendes war der Grund dieses gerichtlichen Verfahrens. Seit einiger Zeit starben mehrere angesehene Personen in Neapel und in der umliegenden Gegend und zwar nach der Aerzte einstimmigem Urtheil an Gift. Dies hatte viele Untersuchungen veranlaßt, die fruchtlos blieben, bis endlich ein junger Mensch in Neapel, ein bekannter Lüstling und Verschwender, dessen Oheim vergiftet worden, die gräßliche That mit dem Zusatz eingestand, daß er das Gift von dem alten Weibe, der Haushälterin Trabacchio's, gekauft habe. Man spürte der Alten nach, und ertappte

sie, als sie eben ein festverschlossenes kleines Kistchen forttragen wollte, in dem man kleine Phiolen fand, die mit den Namen von allerlei Arzneimitteln versehen waren, unerachtet sie flüssiges Gift enthielten. Die Alte wollte nichts eingestehen; als man ihr indessen mit der Tortur drohte, da bekannte sie, daß der Doktor Trabacchio schon seit vielen Jahren jenes künstliche Gift, das unter dem Namen Aqua Toffana bekannt sei, bereite, und daß der geheime Verkauf dieses Gifts, der durch sie bewirkt worden, beständig seine reichste Erwerbsquelle gewesen. Ferner sei es nur zu gewiß, daß er mit dem Satan im Bündniß stehe, der in verschiedenen Gestalten bei ihm einkehre. Jedes seiner Weiber habe ihm ein Kind geboren, ohne daß es jemand außer dem Hause geahnet. Das Kind habe er denn allemal, nachdem es neun Wochen, oder neun Monate alt worden, unter besonderen Zurüstungen und Feierlichkeiten auf unmenschliche Weise geschlachtet, indem er ihm die Brust auf-

geschnitten und das Herz herausgenommen. Jedesmal sei der Satan bei dieser Operation, bald in dieser, bald in jener Gestalt, meistens aber als Fledermaus mit menschlicher Larve, erschienen, und habe mit breiten Flügeln das Kohlfeuer angefacht, bei dem Trabacchio aus des Kindes Herzblut köstliche Tropfen bereitet, die jeder Siechheit kräftig widerständen. Die Weiber hätte Trabacchio bald nachher auf diese, oder jene heimliche Weise getödtet, so daß der schärfste Blick des Arztes wohl nie auch die kleinste Spur der Ermordung habe auffinden können. Nur Trabacchio's letztes Weib, die ihm einen Sohn geboren, der noch lebe, sei des natürlichen Todes gestorben. —

Der Doktor Trabacchio gestand alles unverholen ein und schien eine Freude daran zu finden, das Gericht mit den schauerlichen Erzählungen seiner Unthaten und vorzüglich der nähern Umstände seines entsetzlichen Bündnisses mit dem Satan in Verwirrung zu setzen. Die Geistlichen,

welche dem Gericht beiwohnten, gaben sich alle nur ersinnliche Mühe, den Doktor zur Reue und zur Erkenntniß seiner Sünden zu bringen; aber es blieb vergebens, da Trabacchio sie nur verhöhnte und verlachte. Beide, die Alte und Trabacchio, wurden zum Scheiterhaufen verurtheilt. — Man hatte unterdessen das Haus des Doktors untersucht und alle seine Reichthümer hervorgeholt, die, nach Abzug der Gerichtskosten, an die Hospitäler vertheilt werden sollten. In Trabacchio's Bibliothek fand man nicht ein einziges verdächtiges Buch und noch viel weniger gab es Geräthschaften, die auf die satanische Kunst, die der Doktor getrieben, hätten hindeuten sollen. Nur ein verschlossenes Gewölbe, dessen viele durch die Mauer herausragende Röhren das Laboratorium verriethen, widerstand, als man es öffnen wollte, aller Kunst und aller Gewalt. Ja, wenn Schlosser und Maurer unter der Aufsicht des Gerichts sich eifrig bemühten, endlich durchzubrechen, so daß wohl der Zweck erreicht worden wäre, da kreischten im Innern

des Gewölbes entsetzliche Stimmen, es rauschte auf und nieder, wie mit eiskalten Flügeln schlug es an die Gesichter der Arbeiter und ein schneidender Zugwind pfiff in gellenden gräßlichen Tönen durch den Gang, so daß von Grausen und Entsetzen ergriffen alle flohen, und am Ende niemand mehr sich an die Thür des Gewölbes wagen wollte, aus Furcht wahnsinnig zu werden vor Angst und Schrecken. Den Geistlichen, die sich der Thür nahten, ging es nicht besser und es blieb nichts übrig, als die Ankunft eines alten Dominikaners aus Palermo zu erwarten, dessen Standhaftigkeit und Frömmigkeit bisher alle Künste des Satans weichen mußten. Als dieser Mönch sich nun in Neapel befand, war er bereit den teuflischen Spuk in Trabacchio's Gewölbe zu bekämpfen, und verfügte sich hin, ausgerüstet mit Kreuz und Weihwasser, begleitet von mehreren Geistlichen und Gerichtspersonen, die aber weit von der Thür entfernt blieben. Der alte Dominikaner ging betend auf die Thür los; aber da

erhob sich heftiger das Rauschen und Brausen, und die entsetzlichen Stimmen verworfener Geister lachten gellend heraus. Der Geistliche ließ sich jedoch nicht irre machen; er betete kräftiger das Cruzifix emporhaltend und die Thür mit Weihwasser besprengend. „Man gebe mir ein Brecheisen!“ rief er laut; zitternd reichte es ihm im Maurerbusche hin, aber kaum setzte es der alte Mönch an die Thüre, als sie mit furchtbar erschütterndem Knall aufsprang. Blaue Flammen leckten überall an den Wänden des Gewölbes herauf und eine betäubende erstickende Hitze strömte aus dem Innern. Demuneracthtet wollte der Dominikaner hineintreten; da stürzte der Boden des Gewölbes ein, daß das ganze Haus erdröhnte und Flammen prasselten aus dem Abgrunde hervor, die wüthend um sich griffen und alles rings umher erfaßten. Schnell mußte der Dominikaner mit seiner Begleitung fliehen, um nicht zu verbrennen, oder verschüttet zu werden. Kaum waren sie auf der Straße, als das ganze

Haus des Doktor Trabacchio in Flammen stand. Das Volk lief zusammen und jauchzte und jubelte, als es des verruchten Hexenmeisters Wohnung brennen sah, ohne auch nur das mindeste zur Rettung zu thun. Schon war das Dach eingestürzt, das inwendige Holzwerk flammte zu den Wänden heraus und nur die starken Balken des obern Stocks widerstanden noch der Gewalt des Feuers. Aber vor Entsetzen schrie das Volk auf, als es Trabacchio's zwölfjährigen Sohn mit einem Kistchen unter dem Arm einen dieser glimmenden Balken entlang schreiten sah. Nur einen Moment dauerte diese Erscheinung, sie verschwand plötzlich in den hochaufschlagenden Flammen. — Der Doktor Trabacchio schien sich herzinniglich zu freuen, als er diese Begebenheit erfuhr und ging mit verwegener Frechheit zum Tode. Als man ihn an den Pfahl band, lachte er hell auf und sagte zu dem Henker, der ihn mordlustig recht fest anschnürte: „Sieh Dich vor, Geselle, daß diese Stricke nicht an Deinen

Fäusten brennen.“ Dem Mönch, der sich ihm zuletzt noch nahen wollte, rief er mit fürchterlicher Stimme zu: „Fort! — zurück von mir! Glaubst Du denn, daß ich so dumm seyn werde, Euch zu Gefallen einen schmerzlichen Tod zu leiden? — noch ist meine Stunde nicht gekommen.“ — Nun fing das angezündete Holz an zu prasseln; kaum erreichte aber die Flamme den Trabacchio, als es hell aufloderte, wie Strohfeuer und von einer fernen Anhöhe ein gellendes Hohngelächter sich hören ließ. Alles schaute hin und Grausen ergriff das Volk, als den Doktor Trabacchio leibhaftig in dem schwarzen Kleide, dem goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten spanischen Hut mit der rothen Feder auf dem Kopfe, das Kistchen unter dem Arm, ganz wie er sonst durch die Straßen von Neapel zu laufen pflegte, erblickte. Reiter, Sbirren, hundert andere aus dem Volk stürzten hin nach dem Hügel, aber Trabacchio war und blieb verschwunden. Die

Alte gab ihren Geist auf unter den entsetzlichsten Quaalen, unter den gräßlichsten Verwünschungen ihres verruchten Herrn, mit dem sie unzählige Verbrechen getheilt. —

Der sogenannte Ignaz Denner war nun kein anderer, als eben der Sohn des Doktors, der sich damals durch die höllischen Künste seines Vaters mit einem Kistchen der seltensten und geheimnißvollsten Kostbarkeiten aus den Flammen rettete. Schon seit der frühesten Jugend unterrichtete ihn der Vater in den geheimen Wissenschaften und seine Seele war dem Teufel verschrieben, noch ehe er sein volles Bewußtseyn erlangt. Als man dem Doktor Trabacchio in's Gefängniß warf, blieb der Knabe in dem geheimnißvollen verschlossenen Gewölbe unter den verworfenen Geistern, die des Vaters höllischer Zauber hineingebannt; da aber endlich dieser Zauber der Macht des Dominikaners weichen mußte, ließ der Knabe die verborgenen mechanischen Kräfte wirken, und Flammen entzündeten sich,

die in wenigen Minuten das ganze Haus in Brand steckten, während der Knabe selbst unversehrt durch das Feuer fort zum Thore hinaus in den Wald eilte, den ihm der Vater bezeichnet hatte. Nicht lange dauerte es, so erschien auch Doktor Trabacchio, und floh schnell mit dem Sohne, bis sie wol an drei Tagereisen von Neapel in die Ruinen eines alten römischen Gebäudes kamen, wo der Eingang zu einer weiten geräumigen Höle versteckt lag. Hier wurde der Doktor Trabacchio von einer zahlreichen Räuberbande, mit der er längst in Verbindung gestanden, und der er durch seine geheime Wissenschaft die wesentlichsten Dienste geleistet, mit lautem Jubel empfangen. Die Räuber wollten ihn mit nichts geringerem lohnen, als mit der Krönung zum Räuberkönige, wodurch er sich zum Oberhaupt aller Banden, die in Italien und dem südlichen Deutschland verbreitet waren, aufgeschwungen hätte. Der Doktor Trabacchio erklärte, diese Würde nicht annehmen zu können, da er der

besondern Constellation wegen, die über ihn walte, nunmehr ein ganz unstetes Leben führen müsse, und von keinem Verhältniß gebunden werden könne; doch werde er noch immer den Räubern mit seiner Kunst und Wissenschaft beistehn, und sich dann und wann sehen lassen. Da beschlossen die Räuber, den zwölfjährigen Trabacchio zum Räuberkönige zu wählen und damit war der Doktor höchlich zufrieden, so daß der Knabe von Stund an unter den Räubern blieb, und, als er funfzehn Jahr alt worden, schon als wirkliches Oberhaupt mit ihnen auszog. Sein ganzes Leben war von nun an ein Gewebe von Greuelthaten und Teufelskünsten, in welche ihn der Vater, der sich oftmals blicken ließ und zuweilen Wochenlang einsam mit seinen Sohne in der Höle blieb, immer mehr einweihte. Die kräftigen Maßregeln des Königs von Neapel gegen die Räuberbanden, die immer kecker und verwegener wurden, noch mehr aber die entstandenen Zwistigkeiten der Räuber hoben endlich das gefähr-

fährliche Bündniß unter einem Oberhaupte auf und den Trabacchio selbst, der sich durch seinen Stolz und durch seine Grausamkeit verhaßt gemacht hatte, konnten seine vom Vater erlernte Teufelskünste nicht vor den Dolchen seiner Untergebenen schützen. Er floh nach der Schweiz, gab sich den Namen Ignaz Denner, und besuchte als reisender Kaufmann die Messen und Jahrmärkte in Deutschland, bis sich aus den zerstreuten Gliedern jener großen Bande eine kleinere bildete, die den vormaligen Räuberkönig zu ihrem Oberhaupt wählte. Trabacchio versicherte, wie sein Vater noch zur Stunde lebe, ihn noch im Gefängniß besucht, und Rettung von der Gerichtsstätte versprochen habe. Nur dadurch, daß, wie er nun wol einsehe, göttliche Schickung den Andres vom Tode errettet, sei die Macht seines Vaters entkräftet worden, und er wolle nun als reuiger Sünder allen Teufelskünsten abschwören und geduldig die gerechte Todesstrafe erleiden. —

Andres, der alles dieses aus dem Munde des Grafen von Bach erfuhr, zweifelte keinen Augenblick, daß es wol eben Trabacchio's Bande gewesen, die ehemals im Neapolitanischen seinen Herrn anfiel, so wie er überzeugt war, daß der alte Doktor Trabacchio selbst im Gefängniß ihm wie der leibhaftige Satan erschien und verlocken wollte zum bösen Beginnen. Nun sah er erst recht ein, in welch' großer Gefahr er geschwebt hatte seit der Zeit, als Trabacchio in sein Haus getreten; wiewol er noch immer nicht begreifen konnte, warum es denn der Verruchte so ganz und gar auf ihn und sein Weib gemünzt hatte, da der Vortheil, den er aus seinem Aufenthalt in dem Jägerhause zog, nicht so bedeutend seyn konnte.

Andres befand sich nach den entsetzlichen Stürmen nun in ruhiger glücklicher Lage, allein zu erschütternd hatten jene Stürme getobt, um nicht in seinem ganzen Leben dumpf nachzuhallen. Außer dem, daß Andres, sonst ein starker kräftiger Mann, durch den Gram, durch das lange Gefängniß, ja

durch den unsäglichen Schmerz der Tortur körperlich zu Grunde gerichtet, siech und krank daher schwankte und kaum noch die Jagd treiben konnte, so welkte auch Giorgina, deren südliche Natur von dem Grame, von der Angst, von dem Entsetzen, wie von brennender Gluth aufgezehrt wurde, zusehends hin. Keine Hülfe war für sie mehr vorhanden, sie starb wenige Monate nach ihres Mannes Rückkehr. Andres wollte verzweifeln und nur der wunderschöne kluge Knabe, der Mutter getreues Ebenbild, vermochte ihn zu trösten. Um dieses willen that er alles, sein Leben zu erhalten, und sich so viel als möglich zu kräftigen, so daß er nach Verlauf von beinahe zwei Jahren wol an Gesundheit zugenommen und manchen lustigen Jägergang in den Forst unternehmen konnte. — Der Prozeß wider den Trabacchio hatte endlich sein Ende erreicht und er war, so wie vor alter Zeit sein Vater, zum Tode durchs Feuer verdammt worden, den er in weniger Zeit erleiden sollte. —

Andres kam eines Tages, als die Abenddämmerung schon eingebrochen, mit seinem Knaben aus dem Forst zurück; schon war er dem Schlosse nahe, als er ein klägliches Gewimmer vernahm, das aus dem ihm nahen ausgetrockneten Feldgraben zu kommen schien. Er eilte näher und erblickte einen Menschen, der in elende schmutzige Lumpen gehüllt, im Graben lag und unter großen Schmerzen den Geist aufgeben zu wollen schien. Andres warf Flinte und Büchsensack ab, und zog mit Mühe den Unglücklichen heraus; aber als er nun dem Menschen in's Gesicht blickte, erkannte er mit Entsetzen den Trabacchio. Zurückschaudernd ließ er von ihm ab; aber da wimmerte Trabacchio dumpf. „Andres, Andres, bist Du es? um der Barmherzigkeit Gottes willen, der ich meine Seele empfohlen, habe Mitleid mit mir! Wenn Du mich rettest, rettest Du eine Seele von ewiger Verdammniß; denn bald ereilt mich ja der Tod, und noch nicht vollendet ist meine Buße!" „Ver-

dammter Heuchler," schrie Andres auf; „Mörder meines Kindes, meines Weibes, hat Dich nicht der Satan wieder hergeführt, damit Du mich vielleicht noch verderbest? Ich habe mit Dir nichts zu schaffen. Stirb' und vermodere wie ein Aas, Verruchter!" Andres wollte ihn zurückstoßen in den Graben; da heulte Trabacchio in wildem Jammer: „Andres! Du rettest den Vater Deines Weibes, Deiner Giorgina, die für mich betet am Throne des Höchsten!" Andres schauderte zusammen; mit Giorgina's Namen fühlte er sich von schmerzlicher Wehmuth ergriffen. Mitleid mit dem Mörder seiner Ruhe, seines Glücks, durchdrang ihn, er faßte den Trabacchio, lud ihn mit Mühe auf und trug ihn nach seiner Wohnung, wo er ihn mit stärkenden Mitteln erquickte. Bald erwachte Trabacchio aus der Ohnmacht, in die er versunken. —

In der Nacht vor der Hinrichtung ergriff den Trabacchio die entsetzlichste Todesangst; er war überzeugt, daß ihn nichts mehr von der

namenlosen Marter des Feuertodes retten würde. Da faßte und rüttelte er in wahnsinniger Verzweiflung die Eisenstäbe des Gitterfensters und zerbröckelt blieben sie in seinen Händen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in seine Seele. Man hatte ihn in einen Thurm dicht neben dem trocknen Stadtgraben gesperrt; er schaute in die Tiefe und der Entschluß sich hinabzustürzen, und so sich zu retten, oder zu sterben, war auf der Stelle gefaßt. Der Ketten hatte er sich bald mit geringer Anstrengung entledigt. Als er sich hinauswarf, vergingen ihm die Sinne, er erwachte, als die Sonne hell strahlte. Da sah er, wie er zwischen Strauchwerk in hohes Gras gefallen, aber an allen Gliedern verstaucht und verrenkt, vermochte er sich nicht zu regen und zu rühren. Schmeißfliegen und anderes Ungeziefer setzten sich auf seinen halbnackten Körper und stachen und leckten sein Blut, ohne daß er sie abwehren konnte. So brachte er einen martervollen Tag hin. Erst des Nachts gelang es ihm weiter zu kriechen und er

war glücklich genug, an eine Stelle zu kommen, wo sich etwas Regenwasser gesammelt hatte, welches er begierig einschlürfte. Er fühlte sich gestärkt und vermochte mühsam hinanzuklimmen und sich fortzuschleichen, bis er den Forst erreichte, der unfern von Fulda anhob und sich beinahe bis an das Vach sche Schloß erstreckte. So war er bis in die Gegend gekommen, wo ihn Andres mit dem Tode ringend fand. Die entsetzliche Anstrengung der letzten Kraft hatte ihn ganz erschöpft und wenige Minuten später hätte ihn Andres sicherlich todt gefunden. Ohne daran zu denken, was künftig mit dem Trabacchio, der der Obrigkeit entflohen, werden sollte, brachte ihn Andres in ein einsames Zimmer und pflegte ihn auf alle nur mögliche Weise, aber so behutsam ging er dabei zu Werke, daß niemand die Anwesenheit des Fremden ahnte; denn selbst der Knabe, gewohnt dem Vater blindlings zu gehorchen, verschwieg getreulich das Geheimniß. Andres frug nun den Trabacchio, „ob er denn gewiß

und wahrhaftig Giorgina's Vater sei." „Allerdings bin ich das," erwiederte Trabacchio. „In der Gegend von Neapel entführte ich einst ein bildschönes Mädchen, die mir eine Tochter gebar. Nun weißt Du schon, Andres, daß eines der größten Kunststücke meines Vaters die Bereitung jenes köstlichen wundersamen Liquors war, wozu das Hauptingredienz das Herzblut von Kindern ist, die neun Wochen, neun Monate, oder neun Jahre alt und von den Eltern dem Laboranten freiwillig anvertraut seyn müssen. Je näher die Kinder mit dem Laboranten in Beziehung stehen, desto wirkungsvoller entsteht aus ihrem Herzblut Lebenskraft, stete Verjüngung, ja selbst die Bereitung des künstlichen Goldes. Deshalb schlachtete mein Vater seine Kinder und ich war froh, das Töchterlein, das mir mein Weib geboren, auf solche verruchte Weise höheren Zwecken opfern zu können. Noch kann ich nicht begreifen, auf welche Weise mein Weib die böse Absicht ahnte; aber sie war vor Ablauf der neun-

ten Woche verschwunden und erst nach mehrern Jahren erfuhr ich, daß sie in Neapel gestorben sei und ihre Tochter Giorgina bei einem grämlichen geizhalsigen Gastwirth erzogen würde. Eben so wurde mir ihre Verheirathung mit Dir und Dein Aufenthalt bekannt. Nun kannst Du Dir erklären, Andres, warum ich Deinem Weibe gewogen war und warum ich, ganz erfüllt von meinen verruchten Teufelskünsten, Deinen Kindern so nachstellte. — Aber Dir, Andres, Dir allein und Deiner wunderbaren Rettung durch Gottes Allmacht verdanke ich meine tiefe Reue, meine *innere* Zerknirschung. Uebrigens ist das Kistchen mit Kleinodien, das ich Deinem Weibe gab, dasjenige, welches ich auf des Vaters Geheiß aus den Flammen rettete, Du kannst es getrost aufbewahren für Deinen Knaben." „Das Kistchen," fiel Andres ein, „hat Euch ja Giorgina wieder gegeben an jenem schrecklichen Tage, da ihr den gräßlichen Mord verübtet?"

„Allerdings," erwiederte Trabacchio; „allein

ohne daß es Giorgina wußte, kam es wieder in Euern Besitz. Seht nur nach in der großen schwarzen Truhe, die in Euerm Hausflur steht, da werdet ihr das Kistchen auf dem Boden finden." Andres suchte in der Truhe und fand das Kistchen wirklich ganz in dem Zustande wieder, wie er es damals zum erstenmal von Trabacchio in Verwahrung erhalten. —

Andres fühlte in sich unheimlichen Unmuth, ja er konnte sich des Wunsches nicht erwehren, daß Trabacchio todt gewesen seyn möge, als er ihn im Graben fand. Freilich schien Trabacchio's Reue und Buße wahrhaft zu seyn; denn ohne seine Clause zu verlassen, brachte er seine Zeit nur damit hin, in andächtigen Büchern zu lesen und seine einzige Ergötzlichkeit war die Unterhaltung mit dem kleinen Georg, den er über Alles zu lieben schien. Andres beschloß indessen doch auf seiner Hut zu seyn und eröffnete bei erster Gelegenheit das ganze Geheimniß dem Grafen von Bach, der über das seltene Spiel des

Schicksals nicht wenig verwundert war. So vergingen einige Monate, der Spätherbst war eingetreten und Andres mehr auf der Jagd, als sonst. Der Kleine blieb gewöhnlich bei dem Großvater und einem alten Jäger, der um das Geheimniß wußte. Eines Abends war Andres von der Jagd zurückgekehrt, als der alte Jäger hineintrat und nach seiner treuherzigen Weise anfing: „Herr, ihr habt einen bösen Kumpan im Hause. Zu dem kommt der Gott sei bei uns! durch's Fenster und geht wieder ab in Rauch und Dampf." Dem Andres wurde es bei dieser Rede zu Muth, als hätt' ihn ein Blitzstrahl getroffen. Er wußte nur zu genau, was das zu bedeuten hatte; als ihm der alte Jäger weiter erzählte, wie er schon mehrere Tage hinter einander in später Abenddämmerung in Trabacchio's Zimmer seltsame Stimmen gehört, die wie im Zank durch einander geplappert, und heute zum zweitenmal habe es ihm, indem er Trabacchio's Thüre schnell geöffnet, geschienen, als rausche eine

Gestalt im rothen goldverbrämten Mantel zum Fenster hinaus. In vollem Zorn eilte Andres herauf zum Trabacchio, hielt ihm vor, was sein Jäger ausgesagt und kündigte ihm an, daß er sich's gefallen lassen müsse, in's Schloßgefängniß gesperrt zu werden, wenn er nicht allen bösen Tritten entsage. Trabacchio blieb ruhig, und erwiederte im wehmüthigen Ton: „Ach, lieber Andres! nur zu wahr ist es, daß mein Vater, dessen Stündlein noch immer nicht gekommen, mich auf unerhörte Weise peinigt und quält. Er will, daß ich mich ihm wieder zuwende, und der Frömmigkeit, dem Heil meiner Seele entsage, allein ich bin standhaft geblieben, und glaube nicht, daß er wiederkehren wird, da er gesehen, daß er nicht mehr über mich Macht hat. Bleibe ruhig, lieber Sohn Andres! und laß mich bei Dir als ein frommer Christ versöhnt mit Gott sterben!" In der That schien auch die feindliche Gestalt auszubleiben, indessen war es, als würden Trabacchio's Augen wieder glühender, er lächelte

zuweilen so seltsam höhnisch, wie sonst. Während der Betstunde, die Andres jeden Abend mit ihm zu halten pflegte, schien er oft krampfhaft zu erzittern; zuweilen strich eine seltsam pfeifende Zugluft durch das Zimmer, welche die Blätter der Gebetbücher raschelnd umschlug, ja die Bücher selbst dem Andres aus den Händen warf. „Gottloser Trabacchio, verruchter Satan! Du bist es, der hier höllischen Spuk treibt! Was willst Du von mir? hebe Dich weg, denn Du hast keine Macht über mich! — hebe Dich weg!" — So rief Andres mit starker Stimme! Da lachte es höhnisch durch das Zimmer hin, und schlug wie mit schwarzen Fittigen an das Fenster. Und doch war es nur der Regen, der an das Fenster geschlagen, und der Herbstwind, der durch das Zimmer geheult, wie Trabacchio meinte, als das Unwesen wieder einmal recht arg war und Georg vor Angst weinte.

„Nein," rief Andres: „Euer gottloser Vater könnte hier nicht so herumspuken, wenn Ihr aller

und jeder Gemeinschaft mit ihm entsagt hättet. Ihr müßt fort von mir. Eure Wohnung ist Euch längst bereitet. Ihr müßt fort in's Schloßgefängniß; dort möget ihr Euern Spuk treiben wie ihr wollt. Trabacchio weinte heftig, er bat um aller Heiligen willen ihn im Hause zu dulden und Georg, ohne zu begreifen, was das Alles wohl bedeute, stimmte in seine Bitten ein. „So bleibt denn noch morgen hier," sagte Andres, „ich will sehen, wie es mit der Betstunde gehen wird, wenn ich heimkomme von der Jagd." Am andern Tage gab es herrliches Herbstwetter, und Andres versprach sich eine reiche Beute. Als er von dem Anstand zurückkehrte, war es ganz finster geworden. Er fühlte sich im innersten Gemüth besonders bewegt; seine merkwürdigen Schicksale, Giorgina's Bild, sein ermordeter Knabe traten ihm so lebendig vor Augen, daß er tief in sich gekehrt, immer langsamer und langsamer den Jägern nachschlenderte, bis er sich endlich unversehends auf einem Nebenwege allein im

Forst befand. Im Begriff zurückzukehren in den breiten Waldweg, wurde er ein blendendes Licht gewahr, welches durch das dickste Gebüsch flackerte. Da ergriff ihn eine wunderbare verworrene Ahnung großer Greuelthat, die verübt werde; er drang durch das Dickicht, er war dem Feuer nahe, da stand des alten Trabacchio Gestalt im goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten Hut mit rother Feder auf dem Kopfe, das Arzneikistchen unterm Arm. Mit glühenden Augen blickte die Gestalt in das Feuer, das wie in roth und blau flammenden Schlangen unter einer Retorte hervorloderte. Vor dem Feuer lag Georg nackt ausgebreitet auf einer Art Rost und der verruchte Sohn des satanischen Doktors hatte hoch das funkelnde Messer erhoben zum Todesstoß. Andres schrie auf vor Entsetzen; aber so wie der Mörder sich umblickte, sauste schon die Kugel aus Andres Büchse und Trabacchio stürzte mit zerschmettertem Gehirn über das Feuer hin, das im Augenblick erlosch.

Die Gestalt des Doktors war verschwunden. Andres sprang hinzu, stieß den Leichnam bei Seite, band den armen Georg los und trug ihn schnell fort bis ins Haus. Dem Knaben fehlte nichts; nur die Todesangst hatte ihn ohnmächtig gemacht. Den Andres trieb es heraus in den Wald, er wollte sich von Trabacchio's Tode überzeugen und den Leichnam gleich verscharren; er weckte daher den alten Jäger, der in tiefen, wahrscheinlich von Trabacchio bewirkten Schlaf gesunken, und beide gingen mit Laterne, Hacke und Spaten an die nicht weit entlegene Stelle. Da lag der blutige Trabacchio; aber so wie Andres sich näherte, richtete er sich mit halbem Leibe auf, starrte ihn gräßlich an und röchelte dumpf: „Mörder! Mörder des Vaters Deines Weibes, aber meine Teufel sollen Dich quälen!" „Fahre zur Hölle, Du satanischer Bösewicht," schrie Andres, der dem Entsetzen, das ihn übermannen wollte, widerstand; „fahre hin zur Hölle, Du, der Du den Tod hundertfältig verdient hast,

dem

dem ich den Tod gab, weil er verruchten Mord an meinem Kinde, an dem Kinde seiner Tochter verüben wollte! Du hast nur Buße und Frömmigkeit geheuchelt um schändlichen Verraths willen, aber nun bereitet der Satan manche Quaal Deiner Seele, die Du ihm verkauft. Da sank Trabacchio heulend zurück und immer dumpfer und dumpfer wimmernd gab er seinen Geist auf. Nun gruben die beiden Männer ein tiefes Loch, in das sie Trabacchio's Körper warfen. „Sein Blut komme nicht über mich!" sprach Andres, „aber ich konnte nicht anders, ich war dazu ausersehen von Gott, meinen Georg zu retten und hundertfältige Frevel zu rächen. Doch will ich für seine Seele beten und ein kleines Kreuz auf sein Grab stellen." Als andern Tages Andres dieses Vorhaben ausführen wollte, fand er die Erde aufgewühlt, der Leichnam war verschwunden. Ob das nun von wilden Thieren, oder wie sonst bewirkt, blieb in Zweifel. Andres ging mit seinem Knaben und dem alten Jäger zum

Grafen von Bach, und berichtete treulich die ganze Begebenheit. Der Graf von Bach billigte die That des Andres, der zur Rettung seines Sohnes einen Räuber und Mörder niedergestreckt hatte und ließ den ganzen Verlauf der Sache niederschreiben und im Archiv des Schlosses aufbewahren. —

Die schreckliche Begebenheit hatte den Andres tief im Innersten erschüttert, und wol mochte er sich deshalb, wenn die Nacht eingebrochen, schlaflos auf dem Lager wälzen. Aber wenn er so zwischen Wachen und Träumen hinbrütete, da hörte er es im Zimmer knistern und rauschen, und ein rother Schein fuhr hindurch und verschwand wieder. So wie er anfing zu horchen und zu schauen, da murmelte es dumpf: „Nun bist Du Meister — Du hast den Schatz — Du hast den Schatz — gebeut über die Kraft, sie ist Dein! —“ Dem Andres war es, als wolle ein unbekanntes Gefühl ganz eigner Wohlbehaglichkeit und Lebenslust in ihm aufgehen; aber so wie die Morgenröthe

durch die Fenster brach, da ermannte sich Andres und betete, wie er es zu thun gewohnt, kräftig und inbrünstig zu dem Herrn, der seine Seele erleuchtete. „Ich weiß was nun noch meines Amts und Berufs ist, um den Versucher zu bannen und die Sünde abzuwenden von meinem Hause!“ — So sprach Andres, nahm Trabacchio's Kistchen und warf es, ohne es zu öffnen, in eine tiefe Bergschlucht. Nun genoß Andres eines ruhigen heitern Alters, das keine feindliche Macht zu zerstören vermochte.

Die Jesuiterkirche in G.

In eine elende Postchaise gepackt, die die Motten, wie die Ratten Prospero's Fahrzeug, aus Instinkt verlassen hatten, hielt ich endlich, nach halsbrechender Fahrt, halbgerädert, vor dem Wirthshause auf dem Markte in G. Alles Unglück, das mir selbst begegnen können, war auf meinen Wagen gefallen, der zerbrochen bei dem Postmeister der letzten Station lag. Vier magere abgetriebene Pferde schleppten nach mehrern Stunden endlich mit Hülfe mehrerer Bauern und meines Bedienten das baufällige Reisehaus herbei; die Sachverständigen kamen, schüttelten die Köpfe und meinten, daß eine Hauptreparatur nöthig sei, die zwei, auch wol drei Tage dauern könne. Der Ort

schien mir freundlich, die Gegend anmuthig und doch erschrak ich nicht wenig über den mir gedrohten Aufenthalt. Warst Du, günstiger Leser! jemals genöthigt, in einer kleinen Stadt, wo Du niemanden — niemanden kanntest, wo Du jedem fremd bliebst, drei Tage zu verweilen, und hat nicht irgend ein tiefer Schmerz den Drang nach gemüthlicher Mittheilung in Dir weggezehrt, so wirst Du mein Unbehagen mit mir fühlen. In dem Wort geht ja erst der Geist des Lebens auf in Allem um uns her; aber die Kleinstädter sind wie ein in sich selbst verübtes, abgeschlossenes Orchester eingespielt und eingesungen, nur ihre eignen Stücke gehen rein und richtig, jeder Ton des Fremden dissonirt ihren Ohren und bringt sie augenblicklich zum Schweigen. — Recht mißlaunig schritt ich in meinem Zimmer auf und ab; da fiel mir plötzlich ein, daß ein Freund in der Heimath, der ehemals ein paar Jahre hindurch in G. gewesen, oft von einem gelehrten geistreichen Manne sprach, mit dem er damals viel um-

gegangen. Auch des Namens erinnerte ich mich: es war der Professor im Jesuiter-Collegio Aloysius Walter. Ich beschloß hinzugehen und meines Freundes Bekanntschaft für mich selbst zu nutzen. Man sagte mir im Collegio, daß Professor Walter zwar eben lese, aber in kurzer Zeit endigen werde, und stellte mir frei, ob ich wiederkommen, oder in den äußeren Sälen verweilen wolle. Ich wählte das letzte. Ueberall sind die Klöster, die Collegien, die Kirchen der Jesuiten in jenem italienischen Styl gebaut, der auf antike Form und Manier gestützt, die Anmuth und Pracht dem heiligen Ernst, der religiösen Würde vorzieht. So waren auch hier die hohen, luftigen, hellen Säle mit reicher Architektur geschmückt, und sonderbar genug stachen gegen Heiligenbilder, die hie und da an den Wänden zwischen ionischen Säulen hingen, die Superporten ab, welche durchgehends Genientänze, oder gar Früchte und Leckerbissen der Küche darstellten. — Der Professor trat ein, ich erinnerte ihn an

meinen Freund, und nahm auf die Zeit meines gezwungenen Aufenthalts seine Gastlichkeit in Anspruch. Ganz, wie ihn mein Freund beschrieben, fand ich den Professor; hellgesprächig — weltgewandt — kurz, ganz in der Manier des höheren Geistlichen, der wissenschaftlich ausgebildet, oft genug über das Brevier hinweg in das Leben geschaut hat, um genau zu wissen, wie es darin hergeht. Als ich sein Zimmer auch mit moderner Eleganz eingerichtet fand, kam ich auf meine vorigen Bemerkungen in den Sälen zurück, die ich gegen den Professor laut werden ließ. „Es ist wahr," erwiederte er, „wir haben jenen düstern Ernst, jene sonderbare Majestät des niederschmetternden Tyrannen, die im gothischen Bau unsere Brust beklemmt, ja wol ein unheimliches Grauen erregt, aus unseren Gebäuden verbannt, und es ist wol verdienstlich, unsern Werken die regsame Heiterkeit der Alten anzueignen." „Sollte aber," erwiederte ich, „nicht eben jene heilige Würde, jene hohe zum Himmel strebende Ma-

jestät des gothischen Baues recht von dem wahren Geist des Christenthums erzeugt seyn, der, übersinnlich, dem sinnlichen, nur in dem Kreis des Irdischen bleibenden Geiste der antiken Welt geradezu widerstrebt?" — Der Professor lächelte. „Ei," sprach er, „das höhere Reich soll man erkennen in dieser Welt und diese Erkenntniß darf geweckt werden durch heitere Symbole, wie sie das Leben, ja der aus jenem Reich ins irdische Leben herabgekommene Geist, darbietet. Unsere Heimath ist wohl dort droben; aber so lange wir hier hausen, ist unser Reich auch von dieser Welt." Ja wohl, dachte ich: in Allem was Ihr thatet, bewieset ihr, daß Euer Reich von dieser Welt, ja nur allein von dieser Welt ist. Ich sagte aber das, was ich dachte, keinesweges dem Professor Aloysius Walter, welcher also fortfuhr: „Was Sie von der Pracht unserer Gebäude hier am Orte sagen, möchte sich wol nur auf die Annehmlichkeit der Form beziehen. Hier, wo der Marmor unerschwinglich ist, wo

große Meister der Mahlerkunst nicht arbeiten mögen, hat man sich, der neuern Tendenz gemäß, mit Surrogaten behelfen müssen. Wir thun viel, wenn wir uns zum polirten Gips versteigen, mehrentheils schafft nur der Mahler die verschiedenen Marmorarten, wie es eben jetzt in unserer Kirche geschieht, die, Dank sei es der Freigebigkeit unserer Patronen, neu dekorirt wird." Ich äußerte den Wunsch, die Kirche zu sehen; der Professor führte mich hinab, und als ich in den korinthischen Säulengang, der das Schiff der Kirche formte, eintrat, fühlte ich wohl den nur zu freundlichen Eindruck der zierlichen Verhältnisse. Dem Hochaltare links war ein hohes Gerüste errichtet, auf dem ein Mann stand, der die Wände in Giallo antik übermahlte. „Nun wie geht es, Berthold?" rief der Professor hinauf. Der Mahler wandte sich nach uns um, aber gleich fuhr er wieder fort zu arbeiten, indem er mit dumpfer beinahe unvernehmbarer Stimme sprach: „Viel Plage — krummes verworrenes Zeug —

Kein Lineal zu brauchen — Thiere — Affen — Menschengesichter — Menschengesichter — o ich elender Thor!" Das letzte rief er laut mit einer Stimme, die nur der tiefste im Innersten wühlende Schmerz erzeugt; ich fühlte mich auf die seltsamste Weise angeregt, jene Worte und der Ausdruck des Gesichts, der Blick, womit er zuvor den Professor anschaute, brachten mir das ganze zerrissene Leben eines unglücklichen Künstlers vor Augen. Der Mann mochte kaum über vierzig Jahr alt seyn; seine Gestalt, war sie auch durch den unförmlichen schmutzigen Mahleranzug entstellt, hatte was unbeschreiblich edles, und der tiefe Gram konnte nur das Gesicht entfärben, das Feuer, was in den schwarzen Augen strahlte, aber nicht auslöschen. Ich frug den Professor, was es mit dem Maler wol für eine Bewandtniß hätte. „Es ist ein fremder Künstler," erwiederte er, „der sich gerade zu der Zeit hier einfand, als die Reparatur der Kirche beschlossen worden. Er unternahm die Arbeit, die wir ihm

antrugen, mit Freuden, und in der That war seine Ankunft ein Glücksfall für uns; denn weder hier, noch in der Gegend weit umher hätten wir einen Mahler auftreiben können, der für alles, dessen es hier zu mahlen bedarf, so tüchtig gewesen wäre. Uebrigens ist es der gutmüthigste Mensch von der Welt, den wir alle recht lieben, und so kommt es denn, daß er in unserm Collegio gut aufgenommen wurde. Außer dem ansehnlichen Honorar, das er für seine Arbeit erhält, verköstigen wir ihn; dies ist aber für uns ein sehr geringer Aufwand, denn er ist beinahe zu mäßig, welches freilich seinem kränklichen Körper zusagen mag."

„Aber," fiel ich ein, „er schien heute so mürrisch — so aufgeregt." „Das hat seine besondere Ursache," erwiederte der Professor, „doch lassen Sie uns einige schöne Gemählde der Seiten-Altäre anschauen, die vor einiger Zeit ein glücklicher Zufall uns verschaffte. Nur ein einziges Original, ein Dominichino, ist dabei, die anderen

sind von unbekannten Meistern der italienischen Schule, aber, sind Sie vorurtheilsfrei, so werden Sie gestehen müssen, daß jedes den berühmtesten Namen tragen dürfte.“ Ich fand es ganz so, wie der Professor gesagt hatte. Es war seltsam, daß das einzige Original gerade zu den schwächern Stücken gehörte, war es nicht wirklich das schwächste, und daß dagegen die Schönheit mancher Gemählde ohne Namen mich unwiderstehlich hinriß. Ueber das Gemählde eines Altars war eine Decke herabgelassen; ich frug nach der Ursache. „Dies Bild,“ sprach der Professor, „ist das schönste was wir besitzen, es ist das Werk eines jungen Künstlers der neueren Zeit — gewiß sein letztes, denn sein Flug ist gehemmt — Wir mußten in diesen Tagen das Gemählde aus gewissen Gründen verhängen lassen, doch bin ich vielleicht morgen, oder übermorgen im Stande, es Ihnen zu zeigen.“ — Ich wollte weiter fragen, indessen schritt der Professor rasch durch den Gang fort, und das war genug, um seine Unlust zu

zeigen, mir weiter zu antworten. Wir gingen in das Collegium zurück, und gern nahm ich des Professors Einladung an, der mit mir Nachmittags einen nahgelegenen Lustort besuchen wollte. Spät kehrten wir heim, ein Gewitter war aufgestiegen, und kaum langte ich in meiner Wohnung an, als der Regen herabströmte. Es mochte wol schon Mitternacht seyn, da klärte sich der Himmel auf, und nur noch entfernt murmelte der Donner. Durch die geöffneten Fenster wehte die laue, mit Wohlgerüchen geschwängerte, Luft in das dumpfe Zimmer, ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, unerachtet ich müde genug war, noch einen Gang zu machen; es glückte mir, den mürrischen Hausknecht, der schon seit zwei Stunden schnarchen mochte, zu erwecken, und ihn zu bedeuten, daß es kein Wahnsinn sei, noch um Mitternacht spatzieren zu gehen, bald befand ich mich auf der Straße. Als ich bei der Jesuiterkirche vorüberging, fiel mir das blendende Licht auf, das durch ein Fenster strahlte. Die

kleine Seitenpforte war nur angelehnt, ich trat hinein und wurde gewahr, daß vor einer hohen Blende eine Wachsfackel brannte. Näher gekommen bemerkte ich, daß vor der Blende ein Netz von Bindfaden aufgespannt war, hinter dem eine dunkle Gestalt eine Leiter hinauf und hinunter sprang, und in die Blende etwas hineinzuzeichnen schien. Es war Berthold, der den Schatten des Netzes mit schwarzer Farbe genau überzog. Neben der Leiter auf einer hohen Staffelei stand die Zeichnung eines Altars. Ich erstaunte über den sinnreichen Einfall. Bist Du, günstiger Leser, mit der edlen Mahlerkunst was weniges vertraut, so wirst Du ohne weitere Erklärung sogleich wissen, was es mit dem Netz, dessen Schattenstriche Berthold in die Blende hineinzeichnete, für eine Bewandtniß hat. Berthold sollte in die Blende einen hervorspringenden Altar mahlen. Um die kleine Zeichnung richtig in das Große zu übertragen, mußte er beides, den Entwurf und die Fläche, worauf der Entwurf aus-

geführt werden sollte, dem gewöhnlichen Verfahren gemäß mit einem Netz überziehn. Nun war es aber keine Fläche, sondern eine halbrunde Blende, worauf gemahlt werden sollte; die Gleichung der Quadrate, die die krummen Linien des Netzes auf der Hölung bildeten, mit den geraden des Entwurfs und die Berichtigung der architektonischen Verhältnisse, die sich herausspringend darstellen sollten, war daher nicht anders zu finden, als auf jene einfache geniale Weise. Wol hütete ich mich vor die Fackel zu treten, und mich so durch meinen Schlagschatten zu verrathen, aber nahe genug zur Seite stand ich, um den Mahler genau zu beobachten. Er schien mir ganz ein anderer, vielleicht war es nur Wirkung des Fackelscheins, aber sein Gesicht war geröthet, seine Augen blitzten wie vor innerm Wohlbehagen, und als er seine Linien fertig gezeichnet, stellte er sich mit in die Seite gestemmten Händen vor die Blende hin, und pfiff, die Arbeit beschauend, ein muntres Liedchen. Nun wandte er sich um und riß

das aufgespannte Netz herunter. Da fiel ihm meine Gestalt ins Auge, „he da! he da!" rief er laut: „seid ihr es Christian?" — Ich trat auf ihn zu, erklärte ihm was mich in die Kirche gelockt, und, den sinnreichen Einfall mit dem Schattennetz hochpreisend, gab ich mich als Kenner und Ausüber der edlen Mahlerkunst zu erkennen. Ohne mir darauf weiter zu antworten, sprach Berthold: „Christian ist auch weiter nichts, als ein Faulenzer; treu wollte er aushalten bei mir die ganze Nacht hindurch, und nun liegt er gewiß irgendwo auf dem Ohr! — Mein Werk muß vorrücken, denn morgen mahlt sich's vielleicht hier in der Blende teufelmäßig schlecht — und allein kann ich doch jetzt nichts machen." Ich erbot mich ihm behülflich zu seyn. Er lachte laut auf, faßte mich bei beiden Schultern und rief: „das ist ein excellenter Spaß; was wird Christian sagen, wenn er morgen merkt, daß er ein Esel ist, und ich seiner gar nicht bedurft habe? Nun so kommt, fremder Geselle und Bruder,

der, helft mir erst fein bauen.“ Er zündete einige Kerzen an, wir liefen durch die Kirche, schleppten Böcke und Breter herbei und bald stand ein hohes Gerüst in der Blende. „Nun frisch zugereicht,“ rief Berthold, indem er heraufstieg. Ich erstaunte über die Schnelligkeit, mit der Berthold die Zeichnung ins Große übertrug; keck zog er seine Linien, niemals gefehlt, immer richtig und rein. An dergleichen Dinge in früherer Zeit gewöhnt, half ich dem Mahler treulich, indem ich, bald oben, bald unter ihm stehend, die langen Lineale in die angedeuteten Punkte einsetzte und festhielt, die Kohlen spitz schliff und ihm zureichte u. s. w. „Ihr seid ja gar ein wackerer Gehülfe,“ rief Berthold ganz fröhlich, „und Ihr,“ erwiederte ich, „in der That einer der geübtesten Architektur-Mahler, die es geben mag; habt Ihr denn bei Eurer fertigen kecken Faust nie andere Mahlerei getrieben, als diese? — Verzeiht meine Frage.“ „Was meint Ihr denn eigentlich?“ sprach Berthold. „Nun,“ erwiederte

ich, „ich meine, daß ihr zu etwas besserem taugt, als Kirchenwände mit Marmorsäulen zu bemahlen. Architektur-Mahlerei bleibt doch immer etwas untergeordnetes; der Historien-Mahler, der Landschafter steht unbedingt höher. Geist und Fantasie, nicht in die engen Schranken geometrischer Linien gebannt, erheben sich in freiem Fluge. Selbst das einzige Fantastische Eurer Mahlerei, die sinnetäuschende Perspective, hängt von genauer Berechnung ab, und so ist die Wirkung das Erzeugniß, nicht des genialen Gedankens, sondern nur mathematischer Spekulation." Der Mahler hatte, während ich dies sprach, den Pinsel abgesetzt, und den Kopf in die Hand gestützt. „Unbekannter Freund," fing er jetzt mit dumpfer feierlicher Stimme an: „Unbekannter Freund, Du frevelst, wenn Du die verschiedenen Zweige der Kunst in Rangordnung stellen willst, wie die Vasallen eines stolzen Königs. Und noch größerer Frevel ist es, wenn Du nur die Verwegenen achtest, welche taub für das Klirren

der Sclavenkette, fühllos für den Druck des Irdischen, sich frei, ja selbst sich Gott wähnen und schaffen und herrschen wollen über Licht und Leben. — Kennst Du die Fabel von dem Prometheus, der Schöpfer seyn wollte, und das Feuer vom Himmel stahl, um seine todten Figuren zu beleben? — Es gelang ihm, lebendig schritten die Gestalten daher, und aus ihren Augen strahlte jenes himmlische Feuer, das in ihrem Innern brannte; aber rettungslos wurde der Frevler, der sich angemaßt Göttliches zu fahen, verdammt zu ewiger fürchterlicher Qual. Die Brust, die das Göttliche geahnt, in der die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen aufgegangen, zerfleischte der Geier, den die Rache geboren und der sich nun nährte von dem eignen Innern des Vermessenen. Der das Himmlische gewollt, fühlte ewig den irdischen Schmerz." — Der Mahler stand in sich versunken da. „Aber," rief ich: „Aber Berthold, wie beziehen Sie das Alles auf Ihre Kunst? Ich glaube nicht, daß irgend

jemand es für vermessenen Frevel halten kann, Menschen zu bilden, sei es durch Mahlerei, oder Plastik.“ Wie in bitterm Hohn lachte Berthold auf: „Ha ha — Kinderspiel ist kein Frevel! — Kinderspiel ist's wie Sie's machen, die Leute, die getrost ihre Pinsel in die Farbentöpfe stecken und eine Leinwand beschmieren, mit der wahrhaftigen Begier, Menschen darzustellen; aber es kommt so heraus, als habe, wie es in jenem Trauerspiele steht, irgend ein Handlanger der Natur versucht Menschen zu bilden, und es sei ihm mißlungen. — Das sind keine freveliche Sünder, das sind nur arme unschuldige Narren! Aber Herr! — wenn man nach dem Höchsten strebt — nicht Fleischeslust, wie Titian — nein das Höchste der göttlichen Natur, der Prometheusfunken im Menschen — Herr! — es ist eine Klippe — ein schmaler Strich, auf dem man steht — der Abgrund ist offen! — über ihm schwebt der kühne Segler und ein teuflischer Trug läßt ihn unten — unten das erblicken, was er

oben über den Sternen erschauen wollte!" — Tief seufzte der Mahler auf, er fuhr mit der Hand über die Stirn, und blickte dann in die Höhe. „Aber was schwatze ich mit Euch, Geselle, da drunten für tolles Zeug, und mahle nicht weiter? — Schaut her Geselle, das nenne ich treu und ehrlich gezeichnet. Wie herrlich ist die Regel! — alle Linien einen sich zum bestimmten Zweck, zu bestimmter deutlich gedachter Wirkung. Nur das Gemessene ist rein menschlich; was drüber geht, vom Uebel. Das Uebermenschliche muß Gott, oder Teufel seyn; sollten beide nicht in der Mathematik von Menschen übertroffen werden? Sollt' es nicht denkbar seyn, daß Gott uns ausdrücklich erschaffen hätte, um das, was nach gemessenen erkennbaren Regeln darzustellen ist, kurz, das rein Commensurable, zu besorgen für seinen Hausbedarf, so wie wir unsrerseits wieder Sägemühlen und Spinnmaschinen bauen, als mechanische Werkmeister unseres Bedarfs. Professor Walther behauptete neulich, daß gewisse Thiere

blos erschaffen wären, um von andern gefressen zu werden, und das käme doch am Ende zu unserm Nutzen heraus, so wie z. B. die Katzen den angebornen Instinkt hätten, Mäuse zu fressen, damit diese uns nicht den Zucker, der zum Frühstück bereit läge, wegknappern sollten. Am Ende hat der Professor Recht — Thiere und wir selbst sind gut eingerichtete Maschinen, um gewisse Stoffe zu verarbeiten, und zu verkneten für den Tisch des unbekannten Königs — Nun frisch — frisch, Geselle — reiche mir die Töpfe! — Alle Töne hab' ich gestern beim lieben Sonnenlicht abgestimmt, damit mich der Fackelschein nicht trüge, sie stehn numerirt im Winkel. Reich' mir Numero eins, mein Junge! — Grau in Grau! — Und was wäre das trockne mühselige Leben, wenn der Herr des Himmels uns nicht so manches bunte Spielzeug in die Hände gegeben hätte! — Wer artig ist, trachtet nicht, wie der neugierige Bube, den Kasten zu zerbrechen, in dem es orgelt, wenn er die äußere Schraube dreht. — Man

sagt, es ist ganz natürlich, daß es drinnen klingt; denn ich drehe ja die Schraube! — Indem ich dies Gebälk richtig aus dem Augenpunkt aufgezeichnet, weiß ich bestimmt, daß es sich dem Beschauer plastisch darstellt — Numero zwei heraufgereicht, Junge! — Nun mahle ich es aus in den regelrecht abgestimmten Farben — es erscheint vier Ellen zurücktretend. Das weiß ich alles gewiß; o! man ist erstaunlich klug — Wie kommt es, daß die Gegenstände in der Ferne sich verkleinern? Die einzige dumme Frage eines Chinesen könnte selbst den Professor Eytelwein in Verlegenheit setzen; doch könnte er sich mit dem orgelnden Kasten helfen und sprechen, er habe manchmal an der Schraube gedreht, und immer dieselbe Wirkung erfahren — Violett Numero eins, Junge! — ein anderes Lineal — dicken ausgewaschenen Pinsel! Ach, was ist all' unser Ringen und Streben nach dem Höheren anderes, als das unbeholfene bewußtlose Handthieren des Säuglings, der die Amme verletzt, die ihn wohl-

thätig nährt! — Violett Numero zwei — frisch Junge! — das Ideal ist ein schnöder lügnerischer Traum vom gährenden Blute erzeugt. — Die Töpfe weg, Junge — ich steige herab. — Der Teufel narrt uns mit Puppen, denen er Engelsfittige angeleimt.“ — Nicht möglich ist es mir, alles das wörtlich zu wiederholen, was Berthold sprach, indem er rasch fortmahlte, und mich ganz wie seinen Handlanger brauchte. In der angegebenen Manier fuhr er fort, die Beschränktheit alles irdischen Beginnens auf das bitterste zu verhöhnen; ach er schaute in die Tiefe eines auf den Tod verwundeten Gemüths, dessen Klage sich nur in schneidender Ironie erhebt. Der Morgen dämmerte, der Schein der Fackel verblaßte vor den hereinbrechenden Sonnenstrahlen. Berthold mahlte eifrig fort, aber er wurde stiller und stiller und nur einzelne Laute — zuletzt nur Seufzer, entflohen der gepreßten Brust. Er hatte den ganzen Altar mit gehöriger Farbenabstufung angelegt, und schon jetzt, ohne weiter ausgeführt zu

seyn, sprang das Gemählde wunderbar hervor. „In der That herrlich — ganz herrlich," rief ich voll Bewunderung aus. „Meinen Sie," sprach Berthold mit matter Stimme: „Meinen Sie, daß etwas daraus werden wird? — Ich gab mir wenigstens alle Mühe richtig zu zeichnen; aber nun kann ich nicht mehr." — „Keinen Pinselstrich weiter, lieber Berthold!" sprach ich: „es ist beinahe unglaublich, wie Sie mit einem solchen Werk in wenigen Stunden so weit vorrücken konnten; aber Sie greifen Sich zu sehr an, und verschwenden Ihre Kraft." „Und doch," erwiederte Berthold, „sind das meine glücklichsten Stunden. — Vielleicht schwazte ich zu viel, aber es sind ja nur Worte, in die sich der das Innere zerreissende Schmerz auflöst." „Sie scheinen Sich sehr unglücklich zu fühlen, mein armer Freund," sprach ich: „irgend ein furchtbares Ereigniß trat feindlich zerstörend in ihr Leben!" — Der Mahler trug langsam seine Geräthschaften in die Capelle, löschte die Fackel aus, kam dann

auf mich zu, faßte meine Hand und sprach mit gebrochener Stimme: „Könnten Sie einen Augenblick ihres Lebens ruhigen, heitern Geistes seyn, wenn Sie Sich eines gräßlichen, nie zu sühnenden Verbrechens bewußt wären?" — Erstarrt blieb ich stehen. Die hellen Sonnenstrahlen fielen in des Mahlers leichenblasses zerstörtes Gesicht, und er war beinahe gespenstisch anzusehen, als er fortwankte durch die kleine Pforte in das Innere des Collegiums. —

Kaum erwarten konnte ich am folgenden Tage die Stunde, die mir Professor Walther zum Wiedersehen bestimmt hatte. Ich erzählte ihm den ganzen Auftritt der vorigen Nacht, der mich nicht wenig aufgeregt hatte; ich schilderte mit den lebendigsten Farben des Mahlers wunderliches Benehmen, und verschwieg kein Wort, das er gesprochen, selbst das nicht, was ihn selbst betroffen. Je mehr ich aber auf des Professors Theilnahme hoffte, desto gleichgültiger schien er mir, ja er lächelte selbst über mich auf eine höchst widrige

Weise, als ich nicht nachließ, von Berthold zu reden und in ihn zu dringen, mir ja alles, was er von dem Unglücklichen wüßte, zu sagen. „Es ist ein wunderlicher Mensch, dieser Mahler,“ fing der Professor an: „sanft — gutmüthig — arbeitsam — nüchtern, wie ich Ihnen schon früher sagte, aber schwachen Verstandes; denn sonst hätte er sich nicht durch irgend ein Ereigniß im Leben, sei es selbst ein Verbrechen, das er beging, herabstimmen lassen vom herrlichen Historienmahler zum dürftigen Wandpinsler.“ Der Ausdruck Wandpinsler ärgerte mich so wie des Professors Gleichgültigkeit überhaupt. Ich suchte ihm darzuthun, daß noch jetzt Berthold ein höchst achtungswerther Künstler, und der höchsten regsamen Theilnahme werth sei. „Nun,“ fing der Professor endlich an: „wenn Sie einmal unser Berthold in solch hohem Grade interessirt, so sollen Sie Alles, was ich von ihm weiß, und das ist nicht wenig, ganz genau erfahren. Zur Einleitung dessen, lassen Sie uns gleich in die

Kirche gehen! Da Berthold die ganze Nacht hindurch mit Anstrengung gearbeitet hat, wird er heute Vormittags rasten. Wenn wir ihn in der Kirche fänden, wäre mein Zweck verfehlt.“ Wir gingen nach der Kirche, der Professor ließ das Tuch von dem verhängten Gemählde herunternehmen und in zauberischem Glanze ging vor mir ein Gemählde auf, wie ich es nie gesehen. Die Composition war wie Raphaels Styl, einfach und himmlisch erhaben! — Maria und Elisabeth in einem schönen Garten auf einem Rasen sitzend, vor ihnen die Kinder Johannes und Christus mit Blumen spielend, im Hintergrunde seitwärts eine betende männliche Figur! — Maria's holdes himmlisches Gesicht, die Hoheit und Frömmigkeit ihrer ganzen Figur erfüllten mich mit Staunen und tiefer Bewunderung. Sie war schön, schöner als je ein Weib auf Erden, aber so wie Raphaels Maria in der Dresdner Gallerie verkündete ihr Blick die höhere Macht der Gottes-Mutter. Ach! mußte vor diesen wunderbaren,

von tiefem Schatten umflossenen Augen nicht in des Menschen Brust die ewigdürstende Sehnsucht aufgehen? Sprachen die weichen halbgeöffneten Lippen nicht tröstend, wie in holden Engels Melodien, von der unendlichen Seligkeit des Himmels? — Nieder mich zu werfen in den Staub vor ihr, der Himmels Königin, trieb mich ein unbeschreibliches Gefühl — keines Wortes mächtig konnte ich den Blick nicht abwenden von dem Bilde ohne Gleichen. Nur Maria und die Kinder waren ganz ausgeführt, an der Figur Elisabeths schien die letzte Hand zu fehlen, und der betende Mann war noch nicht übermahlt. Näher getreten erkannte ich in dem Gesicht dieses Mannes Berthold's Züge. Ich ahnte, was mir der Professor gleich darauf sagte: Dieses Bild, sprach er, ist Berthold's letzte Arbeit, das wir vor mehreren Jahren aus N. in Oberschlesien, wo es von einem unserer Collegen in einer Versteigerung gekauft wurde, erhielten. Unerachtet es nicht vollendet ist, ließen wir es

doch statt des elenden Altarblatts, das sonst hier stand, einfügen. Als Berthold angekommen war und dies Gemählde erblickte, schrie er laut auf und stürzte bewußtlos zu Boden. Nachher vermied er sorgfältig, es anzublicken und vertraute mir, daß es seine letzte Arbeit in diesem Fache sei. Ich hoffte ihn nach und nach zur Vollendung des Bildes zu überreden, aber mit Entsetzen und Abscheu wies er jeden Antrag der Art zurück. Um ihn nur einigermaßen heiter und kräftig zu erhalten, mußte ich das Bild verhängen lassen, so lange er in der Kirche arbeitet. Fiel es ihm nur von ungefähr ins Auge, so lief er wie von unwiderstehlicher Macht getrieben hin, warf sich laut schluchzend nieder, bekam seinen Paroxysmus, und war auf mehrere Tage unbrauchbar." — „Armer — armer unglücklicher Mann!" — rief ich aus, „welch' eine Teufelsfaust griff so grimmig zerstörend in dein Leben." „O!" sprach der Professor: „die Hand sammt dem Arm ist ihm an den Leib gewachsen — Ja ja! — er

selbst war gewiß sein eigner Dämon — sein Luzifer, der in sein Leben mit der Höllenfackel hineinleuchtete. Wenigstens geht das aus seinem Leben sehr deutlich hervor.“ Ich bat den Professor, mir doch nur jetzt gleich Alles zu sagen, was er über des unglücklichen Mahlers Leben wüßte. „Das würde viel zu weitläuftig seyn, und viel zu viel Athem kosten,“ erwiederte der Professor. „Verderben wir uns den heitern Tag nicht mit dem trüben Zeuge! Lassen Sie uns frühstücken, und dann nach der Mühle gehen, wo uns ein tüchtig zubereitetes Mittagsmahl erwartet.“ Ich hörte nicht auf, in den Professor zu dringen, und nach vielem Hin- und Herreden kam es endlich heraus, daß gleich nach der Ankunft Berthold's sich ein Jüngling, der auf dem Collegio studirte, mit voller Liebe an ihn anschloß, daß diesem Berthold nach und nach die Begebenheiten seines Lebens vertraute, die der junge Mann sorglich aufschrieb und dem Professor Walther das Manuscript übergab. „Es war,“

sprach der Professor: „solch ein Enthusiast, wie Sie, mein Herr, mit Ihrer Erlaubniß! Aber das Aufschreiben der wunderlichen Begebenheiten des Mahlers diente ihm in der That zur treflichen Stylübung. Mit vieler Mühe erhielt ich von dem Professor das Versprechen, daß er mir Abends nach geendeter Lustpartie das Manuscript anvertrauen wolle. Sei es, daß es die gespannte Neugierde war, oder war der Professor wirklich selbst daran Schuld, kurz, niemals hab' ich mehr Langeweile empfunden, als den Tag. Schon die Eiskälte des Professors Rücksichts Bertholds war mir fatal; aber seine Gespräche, die er mit den Collegen, die an dem Mahl Theil nahmen, führte, überzeugten mich, daß, troz aller Gelehrsamkeit, aller Weltgewandtheit, sein Sinn für's Höhere gänzlich verschlossen, und er der krasseste Materialist war, den es geben konnte. Das System von dem fressen und gefressen werden, wie es Berthold anführte, hatte er wirklich adoptirt. Alles geistige Streben, Erfindungs-

Schö-

Schöpfungskraft leitete er aus gewissen Conjuncturen der Eingeweide und des Magens her, und dabei kramte er noch mehr närrische abnorme Einfälle aus. Er behauptete z. B. sehr ernsthaft, daß jeder Gedanke durch die Begattung zweier Fäserchen im menschlichen Gehirne erzeugt würde. Ich begriff, auf welche Weise der Professor mit solchen tollen Dingen den armen Berthold, der in verzweifelnder Ironie alle günstige Einwirkung des Höheren anfocht, quälen, und in die noch blutenden Wunden spitze Dolche einsetzen mußte. Endlich am Abend gab mir der Professor ein paar beschriebene Bogen mit den Worten: „Hier, lieber Enthusiast, ist das Studenten-Machwerk. Es ist nicht übel geschrieben, aber höchst sonderbar und wider alle Regel rückt der Herr Verfasser, ohne es weiter anzudeuten, Reden des Mahlers wörtlich in der ersten Person ein. Uebrigens mache ich Ihnen mit dem Aufsatz, über den ich von Amtswegen verfügen kann, ein Geschenk, da ich weiß, daß sie kein Schriftsteller sind. Der

Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier hätte es eben nach seiner tollen Manier arg zugeschnitten und gleich drucken lassen, welches ich nicht von ihnen zu erwarten habe."

Der Professor Aloysius Walther wußte nicht, daß er wirklich den reisenden Enthusiasten vor sich hatte, wiewol er es hätte merken können, und so gebe ich Dir, mein günstiger Leser! des Jesuiten Studenten kurze Erzählung von dem Mahler Berthold. Die Weise, wie er sich mir zeigte, wird dadurch ganz erklärt, und Du, o mein Leser! wirst dann auch gewahren, wie des Schicksals wunderliches Spiel uns oft zu verderblichem Irrthum treibt.

„Laßt Euern Sohn nur getrost nach Italien reisen! Schon jetzt ist er ein wackrer Künstler, und es fehlt ihm hier in D. keinesweges an Gelegenheit, nach den treflichsten Originalen jeder Art zu studiren, aber dennoch darf er nicht hier bleiben. Das freie Künstlerleben muß ihm in

dem heitern Kunstlande aufgehen, sein Studium wird dort sich erst lebendig gestalten, und den eignen Gedanken erzeugen. Das Copiren allein hilft ihm nun nichts mehr. Mehr Sonne muß die aufsprießende Pflanze erhalten, um zu gedeihen und Blüth' und Frucht zu tragen. Euer Sohn hat ein reines wahrhaftiges Künstlergemüth, darum seid um Alles Uebrige unbesorgt!" So sprach der alte Mahler Stephan Birkner zu Bertholds Aeltern. Die rafften alles zusammen was ihr dürftiger Haushalt entbehren konnte, und statteten den Jüngling aus zur langen Reise. So ward Bertholds heißester Wunsch, nach Italien zu gehen, erfüllt.

„Als mir Birkner den Entschluß meiner Aeltern verkündete, sprang ich hoch auf vor Freude und Entzücken. — Wie im Traum ging ich umher die Tage hindurch, bis zu meiner Abreise. Es war mir nicht möglich, auf der Gallerie einen Pinsel anzusetzen. Der Inspektor, alle Künstler, die in Italien gewesen, mußten mir erzählen von

dem Lande, wo die Kunst gedeiht. Endlich war Tag und Stunde gekommen. Schmerzlich war der Abschied von den Aeltern, die von düstrer Ahnung gequält, daß sie mich nicht wiedersehen würden, mich nicht lassen wollten. Selbst der Vater, sonst ein entschlossener fester Mann, hatte Mühe, Fassung zu erringen. „Italien — Italien wirst Du sehen," riefen die Kunstbrüder, da loderte von tiefer Wehmuth nur stärker entzündet das Verlangen auf und rasch schritt ich fort — vor der Aeltern Hause schien mir die Bahn des Künstlers zu beginnen. —

Berthold, in jedem Fache der Mahlerei vorbereitet, hatte sich doch vorzüglich der Landschaftsmahlerei ergeben, die er mit Liebe und Eifer trieb. In Rom glaubte er reiche Nahrung für diesen Zweig der Kunst zu finden; es war dem nicht so. Gerade in dem Kreis der Künstler und Kunstfreunde, in dem er sich bewegte, wurde ihm unaufhörlich vorgeredet, daß der Historienmahler allein auf der höchsten Spitze stehe, und ihm Alles Uebrige

untergeordnet sey. Man rieth ihm, wolle er ein bedeutender Künstler werden, doch nur gleich von seinem Fach abzugehen und sich dem Höheren zuzuwenden, und, dies, verbunden mit dem nie sonst gefühlten Eindruck, den Raphaels mächtige Fresko-Gemählde im Vatikan auf ihn machten, bestimmte ihn wirklich, die Landschaft zu verlassen. Er zeichnete nach jenen Raphaels, er kopirte kleine Oelgemälde anderer berühmter Meister; alles fiel bei seiner tüchtigen Praktik recht wohl und schicklich aus, aber nur zu sehr fühlte er, daß das Lob der Künstler und Kenner ihn nur trösten, aufmuntern sollte. Er sah es ja selbst, daß seinen Zeichnungen, seinen Copien alles Leben des Originals fehle. Raphael's, Correggio's himmlische Gedanken begeisterten (so glaubte er) zum eignen Schaffen, aber so wie er sie in der Fantasie fest halten wollte, verschwammen sie wie im Nebel, und alles, was er auswendig zeichnete, hatte, wie jedes nur undeutlich, verworren Gedachte, kein Regen, keine Bedeutung. Ueber

dieses vergebliche Ringen und Streben schlich trüber Unmuth in seine Seele, und oft entrann er den Freunden, um in der Gegend von Rom Baumgruppen — einzelne landschaftliche Partien heimlich zu zeichnen und zu mahlen. Aber auch dies gerieth nicht mehr wie sonst, und zum erstenmal zweifelte er an seinem wahren Künstlerberuf. Die schönsten Hoffnungen schienen untergehn zu wollen. „Ach mein hochverehrter Freund und Lehrer," schrieb Berthold an Birkner, „Du hast mir Großes zugetraut, aber — hier, wo es erst recht licht werden sollte in meiner Seele, bin ich inne worden, daß das, was Du wahrhaftes Künstlergenie nanntest, nur etwa Talent — äußere Fertigkeit der Hand war. Sage meinen Aeltern, daß ich bald zurückkehren würde, um irgend ein Handwerk zu erlernen, das mich künftig ernähre u. s. w." Birkner schrieb zurück: „O, könnte ich doch bei Dir seyn, mein Sohn! um Dich aufzurichten in Deinem Unmuth. Aber glaube mir, Deine Zweifel sind es gerade, die

für Dich, für Deinen Künstlerberuf sprechen. Der, welcher in stetem unwandelbaren Vertrauen auf seine Kraft immer fortzuschreiten gedenkt, ist ein blöder Thor, der sich selbst täuscht; denn ihm fehlt ja der eigentliche Impuls zum Streben, der nur in dem Gedanken der Mangelhaftigkeit ruht. Harre aus! — Bald wirst Du Dich erkräftigen, und dann ruhig, nicht durch das Urtheil, durch den Rath der Freunde, die Dich zu verstehen vielleicht gar nicht im Stande, gezügelt, den Weg fortwandeln, den Dir Deines Ichs eigne Natur vorgeschrieben. Ob Du Landschafter bleiben, ob Du Historienmahler werden willst, wirst Du dann selbst entscheiden können, und an keine feindliche Absonderung der Zweige eines Stammes denken."

Es begab sich, daß gerade zu der Zeit, als Berthold diesen tröstenden Brief von seinem alten Lehrer und Freunde erhielt, sich Philipp Hackert's Ruhm in Rom verbreitet hatte. Einige von ihm dort aufgestellte Stücke von wunderbarer

Anmuth und Klarheit bewährten des Künstlers Ruf und selbst die Historienmahler gestanden, es läge auch in dieser reinen Nachahmung der Natur viel Großes und Vortreffliches. Berthold schöpfte Athem — er hörte nicht mehr seine Lieblingskunst verhöhnen, er sah einen Mann, der sie trieb, hochgestellt und verehrt; wie ein Funke fiel es in seine Seele, daß er nach Neapel wandern und unter Hackert studiren müsse. Ganz jubilirend schrieb er an Birkner und an seine Aeltern, daß er nun nach hartem Kampf den rechten Weg gefunden habe, und bald in seinem Fach ein tüchtiger Künstler zu werden hoffe. Freundlich nahm der ehrliche deutsche Hackert den deutschen Schüler auf, und bald strebte dieser dem Lehrer in regem Schwunge nach. Berthold erlangte große Fertigkeit, die verschiedenen Baum- und Gesträucharten der Natur getreu darzustellen; auch leistete er nicht Geringes in dem Dunstigen und Duftigen, wie es auf Hackertschen Gemählden zu finden. Das erwarb ihm vieles

Lob, aber auf ganz eigene Weise schien es ihm bisweilen, als wenn seinen, ja selbst den Landschaften des Lehrers etwas fehle, das er nicht zu nennen wußte, und das ihm doch in Gemählden Claude Lorrains, ja selbst in Salvator Rosa's rauhen Wüsteneien entgegentrat. Es erhoben sich allerlei Zweifel gegen den Lehrer in ihm, und er wurde vorzüglich ganz unmuthig, wenn Hackert mit angestrengter Mühe todtes Wild mahlte, das ihm der König zugeschickt. Doch überwand er bald dergleichen, wie er glaubte, freveliche Gedanken und fuhr fort, mit frommer Hingebung und deutschem Fleiß nach seines Lehrers Muster zu arbeiten, so daß er in kurzer Zeit es ihm beinahe gleich that. So kam es denn, daß er auf Hackerts ausdrücklichen Anlaß eine große Landschaft, die er treu nach der Natur gemahlt hatte, zu einer Ausstellung, die mehrentheils aus Hackertschen Landschaften und Stilleben bestand, hergeben mußte. Alle Künstler und Kenner bewunderten des Jünglings treue

saubre Arbeit und priesen ihn laut. Nur ein ältlicher, sonderbar gekleideter Mann sagte selbst zu Hackerts Gemählden kein Wort, sondern lächelte nur bedeutsam, wenn die Lobeserhebungen der Menge recht ausgelassen und toll daher brausten. Berthold bemerkte deutlich, wie der Fremde, als er vor seiner Landschaft stand, mit einer Miene des tiefsten Bedauerns den Kopf schüttelte und dann sich entfernen wollte. Berthold etwas aufgebläht durch das allgemeine Lob, das ihm zu Theil geworden, konnte sich des innern Aergers über den Fremden nicht erwehren. Er trat auf ihn zu und frug, indem er die Worte schärfer betonte, als gerade nöthig. „Ihr scheint mit dem Bilde nicht zufrieden, mein Herr, unerachtet es doch wackre Künstler und Kenner nicht ganz übel finden wollen? Sagt mir gefälligst, woran es liegt, damit ich die Fehler nach Euerm gütigen Rath abändere und bessere." Mit scharfem Blicke schaute der Fremde Berthold an, und sprach sehr ernst: „Jüngling, aus Dir hätte

viel werden können.“ Berthold erschrak bis ins Innerste vor des Mannes Blick und seinen Worten; er hatte nicht den Muth, etwas weiter zu sagen, oder ihm zu folgen, als er langsam zum Saale hinausschritt. Hackert trat bald darauf selbst hinein, und Berthold eilte, ihm den Vorfall mit dem wunderlichen Mann zu erzählen. „Ach!“ rief Hackert lachend: „Laß Dir das ja nicht zu Herzen gehen! Das war ja unser brummige Alte, dem nichts recht ist, der alles tadelt; ich begegnete ihm auf dem Vorsaal. Er ist auf Maltha von griechischen Aeltern geboren, ein reicher wunderlicher Kauz, gar kein übler Mahler; aber alles was er macht, hat ein fantastisches Ansehen, welches wol daher rührt, weil er über jede Darstellung durch die Kunst ganz tolle absurde Meinungen und sich ein künstlerisches System gebaut hat, das den Teufel nichts taugt. Ich weiß recht gut, daß er gar nichts auf mich hält, welches ich ihm gern verzeihe, da er mir wohlerworbnen Ruhm nicht streitig machen wird.“

Dem Berthold war es zwar, als habe der Malthefer irgend einen wunden Fleck seines Innersten schmerzhaft berührt, aber so wie der wohlthätige Wundarzt, um zu forschen und zu heilen; indessen schlug er sich das bald aus dem Sinn und arbeitete frölich fort, wie zuvor.

Das große, wohlgelungene, allgemein bewunderte Bild hatte ihm Muth gemacht, das Gegenstück zu beginnen. Einen der schönsten Punkte in Neapels reicher Umgebung wählte Hackert selbst aus, und so wie jenes Bild den Sonnenuntergang darstellte, sollte diese Landschaft im Sonnenaufgang gehalten werden. Berthold bekam viel fremde Bäume, viele Weinberge, vorzüglich aber viel Nebel und Duft zu mahlen.

Auf der Platte eines großen Steins, eben in jenem von Hackert gewählten Punkte, saß Berthold eines Tages, den Entwurf des großen Bildes nach der Natur vollendend. „Wohl getroffen in der That!" sprach es neben ihm. Berthold blickte auf, der Malthefer sah' in sein Blatt

hinein, und fügte mit sarkastischem Lächeln hinzu: „Nur eins habt Ihr vergessen, lieber junger Freund! Schaut doch dort herüber nach der grün berankten Mauer des fernen Weinbergs! Die Thüre steht halb offen; das müßt Ihr ja anbringen mit gehörigem Schlagschatten — die halbgeöffnete Thüre macht erstaunliche Wirkung!" „Ihr spottet," erwiederte Berthold, „ohne Ursache, mein Herr! Solche Zufälligkeiten sind keinesweges so verächtlich wie Ihr glaubt und deshalb mag sie mein Meister wol anbringen. Erinnert Euch doch nur des aufgehängten weißen Tuchs in der Landschaft eines alten niederländischen Mahlers, das nicht fehlen darf, ohne die Wirkung zu verderben. Aber Ihr scheint überhaupt kein Freund der Landschaftsmahlerei, der ich mich nun einmal ganz ergeben habe mit Leib und Seele, und darum bitt' ich Euch, laßt mich ruhig fortarbeiten." „Du bist in großem Irrthum befangen, Jüngling," sprach der Maltheser. „Noch einmahl, sage ich, aus Dir hätte viel werden können; denn sichtlich zeu-

gen Deine Werke das rastlose Bestreben nach dem Höheren, aber nimmer wirst Du Dein Ziel erreichen, denn der Weg, den Du eingeschlagen, führt nicht dahin. Merk wohl auf, was ich Dir sagen werde! Vielleicht glückt es mir, die Flamme in Deinem Innern, die Du, Unverständiger! zu überbauen trachtest, anzufachen, daß sie hell auflodert und Dich erleuchtet; dann wirst Du den wahren Geist, der in Dir lebt, zu erschauen vermögen. Hältst Du mich denn für so thörigt, daß ich die Landschaft dem historischen Gemählde unterordne, daß ich nicht das gleiche Ziel, nach dem beide, Landschafter und Historienmahler, streben sollen, erkenne? — Auffassung der Natur in der tiefsten Bedeutung des höhern Sinns, der alle Wesen zum höheren Leben entzündet, das ist der heilige Zweck aller Kunst. Kann denn das bloße genaue Abschreiben der Natur jemals dahin führen? — Wie ärmlich, wie steif und gezwungen sieht die nachgemahlte Handschrift in einer fremden Sprache aus, die der Abschreiber nicht verstand und daher den

Sinn der Züge, die er mühsam abschnörkelte, nicht zu deuten wußte. So sind die Landschaften deines Meisters correkte Abschriften eines in ihm fremder Sprache geschriebenen Originals. — Der Geweihte vernimmt die Stimme der Natur, die in wunderbaren Lauten aus Baum, Gebüsch, Blume, Berg und Gewässer von unerforschlichem Geheimniß spricht, die in seiner Brust sich zu frommer Ahnung gestalten; dann kommt, wie der Geist Gottes selbst, die Gabe über ihn, diese Ahnung sichtlich in seine Werke zu übertragen. Ist Dir, Jüngling! denn bei dem Beschauen der Landschaften alter Meister nicht ganz wunderbarlich zu Muthe geworden? Gewiß hast Du nicht daran gedacht, daß die Blätter des Lindenbaums, daß die Pinien, die Platanen der Natur getreuer, daß der Hintergrund duftiger, das Wasser klarer seyn könnte; aber der Geist, der aus demGanzen wehte, hob Dich empor in ein höheres Reich, dessen Abglanz Du zu schauen wähntest. — Daher studire die Natur zwar auch im Mechanischen

fleißig und sorgfältig, damit Du die Praktik des Darstellens erlangen mögest, aber halte die Praktik nicht für die Kunst selbst. Bist Du eingedrungen in den tiefern Sinn der Natur, so werden selbst in Deinem Innern ihre Bilder in hoher glänzender Pracht aufgehen." — Der Maltheser schwieg; als aber Berthold tief ergriffen, gebückten Hauptes, keines Wortes mächtig da stand, verließ ihn der Maltheser mit den Worten: „Ich habe Dich durchaus nicht verwirren wollen in Deinem Beruf; aber ich weiß, daß ein hoher Geist in Dir schlummert: ich rief ihn an mit starken Worten, damit er erwache und frisch und frei seine Fittige rege. Lebe wohl!" —

Dem Berthold war es so, als habe der Maltheser nur dem, was in seiner Seele gährte und brauste, Worte gegeben; die innere Stimme brach hervor — Nein! Alles dieses Streben — dieses Mühen ist das ungewisse, trügerische Umhertappen des Blinden, weg — weg mit Allem, was mich geblendet bis jetzt! — Er war nicht im

Stande

Stande auch nur einen Strich weiter an dem Bilde zu zeichnen. Er verließ seinen Meister, und streifte voll wilder Unruhe umher und flehte laut, daß die höhere Erkenntniß, von der der Maltheser gesprochen, ihm aufgehen möge. —

„Nur in süßen Träumen war ich glücklich — selig. Da wurde Alles wahr, was der Malthe-ser gesprochen. Ich lag von zauberischen Düften umspielt im grünen Gebüsch, und die Stimme der Natur ging vernehmbar im melodisch klin-genden Wehen durch den dunklen Wald. — „Horch — horch auf — Geweihter! — Vernimm die Urtöne der Schöpfung, die sich gestalten zu Wesen deinem Sinn empfänglich." — Und indem ich die Akkorde deutlicher und deutlicher erklingen hörte, war es, als sei ein neuer Sinn in mir erwacht, der mit wunderbarer Klarheit das er-faßte, was mir unerforschlich geschienen. — Wie in seltsamen Hieroglyphen zeichnete ich das mir aufgeschlossene Geheimniß mit Flammenzügen in die Lüfte; aber die Hieroglyphen-Schrift war

eine wunderherrliche Landschaft, auf der Baum, Gebüsch, Blume, Berg und Gewässer, wie in lautem wonnigem Klingen sich regten und bewegten. —

Doch eben nur im Traume kam solche Seligkeit über den armen Berthold, dessen Kraft gebrochen, und der im Innersten verwirrter war, als in Rom, da er Historienmahler werden wollte. Schritt er durch den dunklen Wald, so überfiel ihn ein unheimliches Grauen; trat er heraus, und schaute in die fernen Berge, so griff es wie mit eiskalten Krallen in seine Brust — sein Athem stockte — er wollte vergehen vor innerer Angst. Die ganze Natur, ihm sonst freundlich lächelnd, ward ihm zum bedrohlichen Ungeheuer, und ihre Stimme, die sonst in des Abendwindes Säuseln, in dem Plätschern des Baches, in dem Rauschen des Gebüsches mit süßem Wort ihn begrüßte, verkündete ihm nun Untergang und Verderben. Endlich wurde er, je mehr ihn jene holden Träume trösteten, desto ruhiger, doch mied

er es im Freien allein zu seyn, und so kam es, daß er sich zu ein paar muntern deutschen Mahlern gesellte, und mit ihnen häufig Ausflüge nach den schönsten Gegenden Neapels machte.

Einer von ihnen, wir wollen ihn Florentin nennen, hatte es in dem Augenblick nicht sowol auf tiefes Studium seiner Kunst, als auf heitern Lebensgenuß abgesehen, seine Mappe zeugte davon. — Gruppen tanzender Bauermädchen — Prozessionen — ländliche Feste — Alles das wußte Florentin, so wie es ihm aufstieß, mit sichrer leichter Hand schnell auf's Blatt zu werfen. Jede Zeichnung, war sie auch kaum mehr als Skizze, hatte Leben und Bewegung. Dabei war Florentin's Sinn keinesweges für das Höhere verschlossen; im Gegentheil drang er mehr, als je ein moderner Mahler, tief ein in den frommen Sinn der Gemählde aller Meister. In sein Mahlerbuch hatte er die Fresko-Gemählde einer alten Klosterkirche in Rom, ehe die Mauern eingerissen wurden, in bloßen Um-

rissen hineingezeichnet. Sie stellten das Martyrium der heiligen Katharina dar. Man konnte nichts herrlicheres, reiner aufgefaßtes sehen, als jene Umrisse, die auf Berthold einen ganz eignen Eindruck machten. Er sah Blitze leuchten durch die finstre Oede, die ihn umfangen, und es kam dahin, daß er für Florentins heiteren Sinn empfänglich wurde, und, da dieser zwar den Reiz der Natur, in ihr aber beständig mehr das menschliche Princip mit reger Lebendigkeit auffaßte, eben dieses Princip für den Stützpunkt erkannte, an den er sich halten müsse, um nicht gestaltlos im leeren Raum zu verschwimmen. Während Florentin irgend eine Gruppe, der er begegnete, schnell zeichnete, hatte Berthold des Freundes Mahlerbuch aufgeschlagen, und versuchte Katharina's wunderholde Gestalt nachzubilden, welches ihm endlich so ziemlich glückte, wiewol er, so wie in Rom vergebens darnach strebte, seine Figuren dem Original gleich zu beleben. Er klagte dies dem, wie er glaubte, an

wahrer Künstlergenialität ihm weit überlegenen Florentin, und erzählte zugleich, wie der Maltheser zu ihm über die Kunst gesprochen. „Ei, lieber Bruder Berthold!" sprach Florentin: „der Maltheser hat in der That recht, und ich stelle die wahre Landschaft den tief bedeutsamen heiligen Historien, wie sie die alten Mahler darstellen, völlig gleich. Ja, ich halte sogar dafür, daß man erst durch das Darstellen der uns näher liegenden organischen Natur sich stärken müsse, um Licht zu finden in ihrem nächtlichen Reich. Ich rathe Dir Berthold, daß Du Dich gewöhnst Figuren zu zeichnen, und in ihnen Deine Gedanken zu ordnen; vielleicht wird es dann heller um Dich werden. Berthold that so wie ihm der Freund geboten, und es war ihm, als zögen die finstern Wolkenschatten, die sich über sein Leben gelegt, vorüber.

„Ich mühte mich, das, was nur wie dunkle Ahnung tief in meinem Innern lag, wie in jenem Traum hieroglyphisch darzustellen, aber die

Züge dieser Hieroglyphen-Schrift waren menschliche Figuren, die sich in wunderlicher Verschlingung um einen Lichtpunkt bewegten. — Dieser Lichtpunkt sollte die herrlichste Gestalt seyn, die je eines Bildners Fantasie aufgegangen; aber vergebens strebte ich, wenn sie im Traume von Himmelsstrahlen umflossen mir erschien, ihre Züge zu erfassen. Jeder Versuch, sie darzustellen, mißlang auf schmähliche Weise, und ich verging in heißer Sehnsucht. — Florentin bemerkte den bis zur Krankheit aufgeregten Zustand des Freundes, er tröstete ihn, so gut er es vermochte. Oft sagte er ihm, daß dies eben die Zeit des Durchbruchs zur Erleuchtung sey; aber wie ein Träumer schlich Berthold einher, und alle seine Versuche blieben nur ohnmächtige Anstrengungen des kraftlosen Kindes.

Unfern Neapel lag die Villa eines Herzogs, die, weil sie die schönste Aussicht nach dem Vesuv und in's Meer hinein gewährte, den fremden Künstlern, vorzüglich den Landschaftern gast-

lich geöffnet war. Berthold hatte hier öfters gearbeitet, öfter noch in einer Grotte des Parks zur guten Zeit sich dem Spiel seiner fantastischen Träume hingegeben. Hier in dieser Grotte saß er eines Tages, von glühender Sehnsucht, die seine Brust zerriß, gemartert, und weinte heiße Thränen, daß der Stern des Himmels seine dunkle Bahn erleuchten möge; da rauschte es im Gebüsch, und die Gestalt eines hochherrlichen Weibes stand vor der Grotte.

„Die vollen Sonnenstrahlen fielen in das Engelsgesicht. — Sie schaute mich an mit unbeschreiblichen Blick. — Die heilige Katharina — Nein, mehr als sie — mein Ideal, mein Ideal war es! — Wahnsinnig vor Entzücken stürzte ich nieder, da verschwebte die Gestalt freundlich lächelnd! — Erhört war mein heißestes Gebet! —“

Florentin trat in die Grotte, er erstaunte über Berthold, der mit verklärtem Blick ihn an sein Herz drückte. — Thränen stürzten ihm

aus den Augen — Freund — Freund! stammelte er: ich bin glücklich — selig — sie ist gefunden — gefunden! Rasch schritt er fort, in seine Werkstatt — er spannte die Leinwand auf, er fing an zu mahlen. Wie von göttlicher Kraft beseelt, zauberte er mit der vollen Gluth des Lebens das überirdische Weib, wie es ihm erschienen, hervor. — Sein Innerstes war von diesem Augenblicke ganz umgewendet. Statt des Trübsinns, der an seinem Herzmark gezehrt hatte, erhob ihn Frohsinn und Heiterkeit. Er studirte mit Fleiß und Anstrengung die Meisterwerke der alten Mahler. Mehrere Copien gelangen ihm vortrefflich, und nun fing er an selbst Gemählde zu schaffen, die alle Kenner in Erstaunen setzten. An Landschaften war nicht mehr zu denken, und Hackert bekannte selbst, daß der Jüngling nun erst seinen eigentlichen Beruf gefunden habe. So kam es, daß er mehrere große Werke, Altarblätter für Kirchen, zu mahlen bekam. Er wählte mehrentheils heitere Gegenstände christlicher Legenden,

aber überall strahlte die wunderherrliche Gestalt seines Ideals hervor. Man fand, daß Gesicht und Gestalt der Prinzessin Angiola T.... zum Sprechen ähnlich sei, man äußerte dies dem jungen Mahler selbst, und Schlauköpfe gaben spöttisch zu verstehen, der deutsche Mahler sei von dem Feuerblick der wunderschönen Donna tief in's Herz getroffen. Berthold war hoch erzürnt über das alberne Gewäsch der Leute, die das Himmlische in das Gemeinirdische herabziehen wollten. „Glaubt Ihr denn,“ sprach er, „daß solch' ein Wesen wandeln könne hier auf Erden? In einer wunderbaren Vision wurde mir das Höchste erschlossen; es war der Moment der Künstlerweihe.“ — Berthold lebte nun froh und glücklich, bis nach Bonapartes Siegen in Italien sich die französische Armee dem Königreich Neapel nahte, und die alle ruhigen glücklichen Verhältnisse furchtbar zerstörende Revolution ausbrach. Der König hatte mit der Königin Neapel verlassen, die Citta war angeordnet.

Der General-Vikar schloß mit dem französischen General einen schmachvollen Waffenstillstand, und bald kamen die französischen Commissarien, um die Summe, die gezahlt werden sollte, in Empfang zu nehmen. Der General-Vikar entfloh, um der Wuth des Volks, das sich von ihm, von der Citta, von allen, die ihm Schutz gewähren konnten gegen den andringenden Feind, verlassen glaubte, zu entgehen. Da waren alle Bande der Gesellschaft aufgelöst; in wilder Anarchie verhöhnte der Pöbel Ordnung und Gesetz, und unter dem Geschrei: viva la santa fede rannten seine wahnsinnigen Horden durch die Straßen, die Häuser der Großen, von welchen sie sich an den Feind verkauft wähnten, plündernd und in Brand steckend. Vergebens waren die Bemühungen Moliterno's und Rocca Romana's, Günstlinge des Volks und zu Anführern gewählt, die Rasenden zu bändigen. Die Herzoge della Torre und Clemens Filomarino waren ermordet, aber noch war des wüthenden Pöbels

Blutdurst nicht gestillt. — Berthold hatte sich aus einem brennenden Hause nur halb angekleidet gerettet, er stieß auf einen Haufen des Volks, der mit angezündeten Fackeln und blinkenden Messern nach dem Pallast des Herzogs von T. eilte. Ihn für ihres gleichen haltend, drängten sie ihn mit sich fort — viva la santa fede brüllten die Wahnsinnigen, und in wenigen Minuten waren der Herzog — die Bedienten, alles was sich widersetzte, ermordet, und der Pallast loderte hoch in Flammen auf. — Berthold war immer fort und fort in den Pallast hineingedrängt. — Dicker Rauch wallte durch die langen Gänge. — Er lief schnell durch die aufgesprengten Zimmer, auf's neue in Gefahr, in den Flammen umzukommen — vergebens den Ausgang suchend. — Ein schneidendes Angstgeschrei schallt ihm entgegen — er stürzt durch den Saal. — Ein Weib ringt mit einem Lazzarone, der es mit starker Faust erfaßt hat, und im Begriff ist ihm das Messer in die Brust zu stoßen —

Es ist die Prinzessin — es ist Berthold's Ideal! — Bewußtlos vor Entsetzen, springt Berthold hinzu — den Lazzarone bei der Gurgel packen — ihn zu Boden werfen, ihm sein eignes Messer in die Kehle stoßen — die Prinzessin in die Arme nehmen — mit ihr fliehen durch die flammenden Säle — die Treppen hinab — fort fort, durch das dickste Volksgewühl — Alles das ist die That eines Moments! — Keiner hielt den fliehenden Berthold auf, mit dem blutigen Messer in der Hand, vom Dampfe schwarz gefärbt, in zerrissenen Kleidern sah das Volk in ihm den Mörder und Plünderer, und gönnte ihm seine Beute. In einem öden Winkel der Stadt unter einem alten Gemäuer, in das er, wie aus Instinkt, sich vor der Gefahr zu verbergen gelaufen, sank er ohnmächtig nieder. Als er erwachte, kniete die Prinzessin neben ihm, und wusch seine Stirne mit kaltem Wasser. „O Dank!“ — lispelte sie mit wunderlieblicher Stimme; „Dank den Heili-

gen, daß Du erwacht bist, Du mein Retter, mein Alles!" — Berthold richtete sich auf, er wähnte zu träumen, er blickte mit starren Augen die Prinzessin an — ja sie war es selbst — die herrliche Himmelsgestalt, die den Götterfunken in seiner Brust entzündet. — „Ist es möglich — ist es wahr — lebe ich denn?" rief er aus. „Ja, Du lebst," sprach die Prinzessin — „Du lebst für mich; was Du nicht zu hoffen wagtest, geschah wie durch ein Wunder. O, ich kenne Dich wohl, Du bist der deutsche Mahler Berthold, Du liebtest mich ja, und verherrlichtest mich in Deinen schönsten Gemählden. — Konnte ich denn Dein seyn? — Aber nun bin ich es immerdar und ewig. — Laß uns fliehen, o laß uns fliehen!" — Ein sonderbares Gefühl, wie wenn jählinger Schmerz süße Träume zerstört, durchzuckte Berthold bei diesen Worten der Prinzessin. Doch als das holde Weib ihn mit den vollen schneeweißen Armen umfing, als er sie ungestüm an seinen Busen drückte, da durchbeb-

ten ihn süße nie gekannte Schauer und im Wahnsinn des Entzückens höchster Erdenlust rief er aus: — „O, kein Trugbild des Traumes — nein! es ist mein Weib, das ich umfange, es nie zu lassen — das meine glühende dürstende Sehnsucht stillt!"

Aus der Stadt zu fliehen war unmöglich; denn vor den Thoren stand das französische Heer, dem das Volk, war es gleich schlecht bewaffnet und ohne alle Anführung, zwei Tage hindurch den Einzug in die Stadt streitig machte. Endlich gelang es Berthold mit Angiola von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel, und dann aus der Stadt zu fliehen. Angiola, von heißer Liebe zu ihrem Retter entbrannt, verschmähte es in Italien zu bleiben, die Familie sollte sie für todt halten, und so Bertholds Besitz ihr gesichert bleiben. Ein diamantnes Halsband und kostbare Ringe, die sie getragen, waren hinlänglich, in Rom (bis dahin waren sie langsam fortgepilgert) sich mit

allen nöthigen Bedürfnissen zu versehen, und so kamen sie glücklich nach M. im südlichen Deutschland, wo Berthold sich niederzulassen, und durch die Kunst sich zu ernähren gedachte. — War's denn nicht ein nie geträumtes, nie geahnetes Glück, daß Angiola, das himmlisch-schöne Weib, das Ideal seiner wonnigsten Künstlerträume sein werden müßte, unerachtet sich alle Verhältnisse des Lebens, wie eine unübersteigbare Mauer zwischen ihm und der Geliebten aufthürmten? — Berthold konnte in der That dies Glück kaum fassen, und schwelgte in namenlosen Wonnen, bis lauter und lauter die innere Stimme ihn mahnte, seiner Kunst zu gedenken. In M. beschloß er seinen Ruf durch ein großes Gemählde zu begründen, das er für die dortige Marienkirche mahlen wollte. Der einfache Gedanke, Maria und Elisabeth in einem schönen Garten auf einem Rasen sitzend, die Kinder Christus und Johannes vor ihnen im Grase spielend, sollte der ganze Vorwurf des Bildes seyn, aber verge-

bens war alles Ringen nach einer reinen geistigen Anschauung des Gemähldes. So wie in jener unglücklichen Zeit der Crisis, verschwammen ihm die Gestalten, und nicht die himmlische Maria, nein, ein irdisches Weib, ach seine Angiola selbst stand auf gräuliche Weise verzerrt, vor seines Geistes Augen. — Er gedachte Trotz zu bieten der unheimlichen Gewalt, die ihn zu erfassen schien, er bereitete die Farben, er fing an zu mahlen; aber seine Kraft war gebrochen, all' sein Bemühen, so wie damals, nur die ohnmächtige Anstrengung des unverständigen Kindes. Starr und leblos blieb was er mahlte, und selbst Angiola — Angiola, sein Ideal, wurde, wenn sie ihm saß und er sie mahlen wollte, auf der Leinwand zum todten Wachsbilde, das ihn mit gläsernen Augen anstierte. Da schlich sich immer mehr und mehr trüber Unmuth in seine Seele, der alle Freude des Lebens wegzehrte. Er wollte — er konnte nicht weiter arbeiten, und so kam es, daß er in Dürftigkeit gerieth, die ihn destomehr nieder-

beugte,

beugte, je weniger Angiola auch nur ein Wort der Klage hören ließ.

„Der immer mehr in mein Innerstes hereinzehrende Gram, erzeugt von stets getäuschter Hoffnung, wenn ich immer vergebens Kräfte aufbot, die nicht mehr mein waren, versetzte mich bald in einen Zustand, der dem Wahnsinne gleich zu achten war. Mein Weib gebar mir einen Sohn, das vollendete mein Elend und der lange verhaltene Groll brach aus in hell aufflammenden Haß. Sie Sie allein schuf mein Unglück. Nein — Sie war nicht das Ideal, das mir erschien, nur mir zum rettungslosen Verderben hatte sie trügerisch jenes Himmelsweibes Gestalt und Gesicht geborgt. In wilder Verzweiflung fluchte ich ihr und dem unschuldigen Kinde. — Ich wünschte beider Tod, damit ich erlößt werden möge von der unerträglichen Quaal, die wie mit glühenden Messern in mir wühlte! — Gedanken der Hölle stiegen in mir auf. Vergebens las ich in Angiola's leichenblassem Gesicht, in ihren Thrä-

nen mein rasendes freveliches Beginnen — Du hast mich um mein Leben betrogen, verruchtes Weib, brüllte ich auf, und stieß sie mit dem Fuße von mir, wenn sie ohnmächtig niedersank, und meine Knie umfaßte.“ —

Berthold grausames wahnsinniges Betragen gegen Weib und Kind erregte die Aufmerksamkeit der Nachbaren, die es der Obrigkeit anzeigten. Man wollte ihn verhaften, als aber die Polizeidiener in seine Wohnung traten, war er sammt Frau und Kind spurlos verschwunden. Berthold erschien bald darauf zu N. in Oberschlesien; er hatte sich seines Weibes und Kindes entledigt, und fing voll heitern Muthes an, das Bild zu mahlen, das er in M. vergebens begonnen hatte. Aber nur die Jungfrau Maria und die Kinder Christus und Johannes konnte er vollenden, dann fiel er in eine furchtbare Krankheit, die ihn dem Tode, den er wünschte, nahe brachte. Um ihn zu pflegen, hatte man alle seine Geräthschaften und auch jenes unvollendete Gemählde

verkauft, und er zog, nachdem er nur einiger- maßen sich wieder erkräftigt, als ein siecher elen- der Bettler von dannen. — In der Folge nährte er sich dürftig durch Wandmahlerei, die ihm hie und da übertragen wurde.

Bertholds Geschichte hat etwas Entsetzli- ches und Grauenvolles, sprach ich zu dem Professor, ich halte ihn, unerachtet er es nicht geradezu ausgesprochen, für den ruchlosen Mörder seines unschuldigen Weibes und seines Kindes. „Es ist ein wahnsinniger Thor," erwiederte der Profes- sor, „dem ich den Muth zu solcher That gar nicht zutraue. Ueber diesen Punkt läßt er sich niemals deutlich aus, und es ist die Frage, ob er sich nicht blos einbildet, an dem Tode seiner Frau und sei- nes Kindes Schuld zu seyn; er mahlt eben wie- der Marmor, erst in künftiger Nacht vollendet er den Altar, dann ist er bei guter Laune, und

Sie können vielleicht mehr über jenen kitzlichen Punkt von ihm heraus bekommen. — Ich muß gestehen, daß, dachte ich es mir lebhaft, um Mitternacht mit Berthold allein in der Kirche mich zu befinden, mir, nachdem ich seine Geschichte gelesen, ein leiser Schauer durch die Glieder lief. Ich meinte, er könnte mitunter was weniges der Teufel seyn, trotz seiner Gutmüthigkeit und seines treuherzigen Wesens, und wollte mich deshalb lieber gleich Mittags im lieben heitern Sonnenschein mit ihm abfinden.

Ich fand ihn auf dem Gerüste mürrisch und in sich gekehrt, Marmoradern sprenkelnd; zu ihm heraufgestiegen, reichte ich ihm stillschweigend die Töpfe. Erstaunt sah er sich nach mir um, „ich bin ja ihr Handlanger,“ sprach ich leise, das zwang ihm ein Lächeln ab. Nun fing ich an von seinem Leben zu sprechen, so daß er merken mußte, ich wisse Alles, und er schien zu glauben, er habe mir Alles selbst in jener Nacht erzählt. Leise — leise kam ich auf die gräßliche Katastro-

phe, dann sprach ich plötzlich: Also in heillosem Wahnsinn mordeten Sie Weib und Kind? — Da ließ er Farbentopf und Pinsel fallen, und rief, mich mit gräßlichem Blick anstarrend und beide Hände hoch erhebend: „Rein sind diese Hände vom Blute meines Weibes, meines Sohnes! Noch ein solches Wort, und ich stürze mich mit Euch hier vom Gerüste herab, daß unsere Schädel zerschellen auf dem steinernen Boden der Kirche!" — Ich befand mich in dem Augenblick wirklich in seltsamer Lage, am besten schien es mir mit ganz Fremden hineinzufahren. „O sehn Sie doch, lieber Berthold, sprach ich so ruhig und kalt, als es mir möglich war, wie das häßliche Dunkelgelb auf der Wand dort so verfließt. Er schauete hin, und indem er das Gelb mit dem Pinsel verstrich, stieg ich leise das Gerüste herab, verließ die Kirche, und ging zum Professor, um mich über meinen bestraften Vorwitz tüchtig auslachen zu lassen.

Mein Wagen war reparirt und ich verließ G.,

nachdem mir der Professor Aloysius Walther feierlich versprochen, sollte sich etwas besonderes mit Berthold ereignen, mir es gleich zu schreiben.

Ein halbes Jahr mochte vergangen seyn, als ich wirklich von dem Professor einen Brief erhielt, in welchem er sehr weitschweifig unser Beisammenseyn in G. rühmte. Ueber Berthold schrieb er mir folgendes: Bald nach Ihrer Abreise trug sich mit unserm wunderlichen Mahler viel sonderbares zu. Er wurde plötzlich ganz heiter, und vollendete auf die herrlichste Weise das große Altarblatt, welches nun vollends alle Menschen in Erstaunen setzt. Dann verschwand er, und da er nicht das mindeste mitgenommen, und man ein paar Tage darauf Hut und Stock unfern des O — Stromes fand, glauben wir alle, er habe sich freiwillig den Tod gegeben.

Das Sanctus.

Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf. — Wie, rief der Kapellmeister heftig, indem er vom Stuhle aufsprang, wie! so sollte Bettina's Catarrh wirklich etwas zu bedeuten haben? — Der Doktor stieß ganz leise drey oder viermahl mit seinem spanischen Rohr auf den Fußboden, nahm die Dose heraus und steckte sie wieder ein ohne zu schnupfen, richtete den Blick starr empor, als zähle er die Rosetten an der Decke und hüstelte mißtönig ohne ein Wort zu reden. Das brachte den Kapellmeister außer sich, denn er wußte schon, solches Gebehrdenspiel des Doktors hieß in deutlichen lebendigen Worten nichts anders, als: ein böser böser Fall — und ich weiß

mir nicht zu rathen und zu helfen, und ich steure umher in meinen Versuchen, wie jener Doktor im Gilblas di Santillana. „Nun, so sag' er es denn nur geradezu heraus," rief der Kapellmeister erzürnt, „sag' er es heraus, ohne so verdammt wichtig zu thun mit der simplen Heiserkeit, die sich Bettina zugezogen, weil sie unvorsichtiger Weise den Schawl nicht umwarf, als sie die Kirche verließ — das Leben wird es ihr doch eben nicht kosten, der Kleinen." „Mit nichten," sprach der Doktor, indem er nochmahls die Dose herausnahm, jetzt aber wirklich schnupfte, „mit nichten, aber höchst wahrscheinlich wird sie in ihrem ganzen Leben keine Note mehr singen!" Da fuhr der Kapellmeister mit beiden Fäusten sich in die Haare, daß der Puder weit umherstäubte und rannte im Zimmer auf und ab, und schrie wie besessen: „Nicht mehr singen? — nicht mehr singen? — Bettina nicht mehr singen? — Gestorben all' die herrlichen Canzonette — die wunderbaren Bollero's und Seguidilla's, die

wie klingender Blumenhauch von ihren Lippen strömten? — Kein frommes Agnus, kein trö=stendes Benedictus von ihr mehr hören. — O! o! — Kein Miserere, das mich reinbürstete von jedem irdischen Schmutz miserabler Gedanken — das in mir oft eine ganze reiche Welt makelloser Kirchenthema's aufgehen ließ? — Du lügst Doktor; Du lügst! — Der Satan versucht Dich, mich auf's Eis zu führen. — Der Dom=Orga=nist, der mich mit schändlichem Neide verfolgt, seitdem ich ein achtstimmiges qui tollis aus=gearbeitet zum Entzücken der Welt, der hat Dich bestochen! Du sollst mich in schnöde Ver=zweiflung stürzen, damit ich meine neue Messe in's Feuer werfe, aber es gelingt ihm — es gelingt Dir nicht! — Hier — hier trage ich sie bei mir, Bettina's Soli (er schlug auf die rechte Rocktasche, so daß es gewaltig darin klatschte) und gleich soll herrlicher, als je, die Kleine sie mir mit hocherhabener Glockenstimme vorsingen.“ Der Capellmeister griff nach dem

Hute und wollte fort, der Doktor hielt ihn zurück, indem er sehr sanft und leise sprach: Ich ehre ihren werthen Enthusiasmus, holdseeligster Freund! aber ich übertreibe nichts und kenne den Dom-Organisten gar nicht, es ist nun einmahl so! Seit der Zeit, daß Bettina in der katholischen Kirche bei dem Amt die Solos im Gloria und Credo gesungen, ist sie von einer solch' seltsamen Heiserkeit oder vielmehr Stimmlosigkeit befallen, die meiner Kunst trotzt und die mich, wie gesagt, befürchten läßt, daß sie nie mehr singen wird. „Gut denn," rief der Kapellmeister wie in resignirter Verzweiflung, „gut denn, so gieb ihr Opium — Opium und so lange Opium bis sie eines sanften Todes dahinscheidet, denn singt Bettina nicht mehr, so darf sie auch nicht mehr leben, denn sie lebt nur, wenn sie singt — sie existirt nur im Gesange, — himmlischer Doktor, thu' mir den Gefallen, vergifte sie jeher desto lieber. Ich habe Connektionen im Criminal-Collegio, mit dem Präsidenten studirte

ich in Halle, es war ein großer Hornist, wir blie-
sen Bizinien zur Nachtzeit mit einfallenden Chören
obligater Hündelein und Kater! — Sie sollen
Dir nichts thun des ehrlichen Mords wegen —
Aber vergifte sie — vergifte sie —" „Man ist,"
unterbrach der Doktor den sprudelnden Kapellmei-
ster, „man ist doch schon ziemlich hoch in Jahren,
muß sich das Haar pudern seit geraumer Zeit und
doch noch vorzüglich die Musik anlangend vel
quasi ein Hasenfuß. Man schreie nicht so, man
spreche nicht so verwegen vom sündlichen Mord
und Todschlag, man setze sich ruhig hin dort in
jenen bequemen Lehnstuhl und höre mich gelassen
an." Der Kapellmeister rief mit sehr weinerlicher
Stimme: „Was werd' ich hören und that übri-
gens wie ihm geheißen. „Es ist, fing der Dok-
tor an, es ist in der That in Bettina's Zu-
stand etwas ganz sonderbares und verwunderliches.
Sie spricht laut, mit voller Kraft des Organs,
an irgend eines der gewöhnlichen Halsübel ist gar
nicht zu denken, sie ist selbst im Stande einen

musikalischen Ton anzugeben, aber so wie sie die Stimme zum Gesange erheben will, lähmt ein unbegreifliches Etwas, das sich durch kein Stechen, Prickeln, Kitzeln oder sonst als ein affirmatives krankhaftes Prinzip darthut, ihre Kraft, so daß jeder versuchte Ton ohne gepreßt, unrein, kurz katarrhalisch zu klingen, matt und farblos dahin schwindet. Bettina selbst vergleicht ihren Zustand sehr richtig demjenigen im Traum, wenn man mit dem vollsten Bewußtseyn der Kraft zum Fliegen doch vergebens strebt in die Höhe zu steigen. Dieser negative krankhafte Zustand spottet meiner Kunst und wirkungslos bleiben alle Mittel. Der Feind, den ich bekämpfen soll, gleicht einem körperlosen Spuck, gegen den ich vergebens meine Streiche führe. Darin habt Ihr Recht Kapellmeister, daß Bettina's ganze Existenz im Leben durch den Gesang bedingt ist, denn eben im Gesange kann man sich den kleinen Paradiesvogel nur denken, deshalb ist sie aber schon durch die Vorstellung, daß ihr

Gesang und mit ihr sie selbst untergehe, so im Innersten aufgeregt, und fast bin ich überzeugt, daß eben diese fortwährende geistige Agitation ihr Uebelbefinden fördert und meine Bemühungen vereitelt. Sie ist, wie sie sich selbst ausdrückt, von Natur sehr apprehensiv, und so glaube ich, nachdem ich Monate lang, wie ein Schiffbrüchiger, der nach jedem Splitter hascht, nach diesem, jenem Mittel gegriffen und darüber ganz verzagt worden, daß Bettina's ganze Krankheit mehr psychisch als physisch ist.“ „Recht Doktor,“ rief hier der reisende Enthusiast, der so lange schweigend mit über einander geschlagenen Aermen im Winkel gesessen, „recht Doktor, mit einem Mahl habt Ihr den richtigen Punkt getroffen, mein vortrefflicher Arzt! Bettina's krankhaftes Gefühl ist die physische Rückwirkung eines psychischen Eindrucks, eben deshalb aber desto schlimmer und gefährlicher. Ich ich allein kann Euch Alles erklären, Ihr Herren!“ „Was werd' ich hören,“ sprach der Kapellmeister noch weinerlicher

als vorher, der Doktor rückte seinen Stuhl näher heran zum reisenden Enthusiasten und guckte ihm mit sonderbar lächelnder Miene in's Gesicht. Der reisende Enthusiast warf aber den Blick in die Höhe und sprach ohne den Doktor oder den Kapellmeister anzusehen. „Kapellmeister! ich sah einmahl einen kleinen buntgefärbten Schmetterling, der sich zwischen den Saiten Eures Doppelclavichords eingefangen hatte. Das kleine Ding flatterte lustig auf und nieder und mit den glänzenden Flügelein um sich schlagend berührte es bald die obern bald die untern Saiten, die dann leise leise nur dem schärfsten geübtesten Ohr vernehmbare Töne und Akkorde hauchten, so daß zuletzt das Thierchen nur in den Schwingungen wie in sanftwogenden Wellen zu schwimmen oder vielmehr von ihnen getragen zu werden schien. Aber oft kam es, daß eine stärker berührte Saite, wie erzürnt in die Flügel des fröhlichen Schwimmers schlug, so daß sie wund geworden den Schmuck des bunten Blüthenstaubs von sich streuten, doch

dessen nicht achtend kreiste der Schmetterling fort und fort im fröhlichen Klingen und Singen bis schärfer und schärfer die Saiten ihn verwundeten, und er lautlos hinab sank in die Oeffnung des Resonanzbodens." „Was wollen wir damit sagen," frug der Kapellmeister, „Fiat applicatio mein Bester!" sprach der Doktor. „Von einer besonderen Anwendung ist hier nicht die Rede," fuhr der Enthusiast fort, „ich wollte, da ich obbesagten Schmetterling wirklich auf des Kapellmeisters Clavichord spielen gehört habe, nur im Allgemeinen eine Idee andeuten, die mir damals einkam, und die alles das, was ich über Bettina's Uebel sagen werde, so ziemlich einleitet. Ihr könnet das Ganze aber auch für eine Allegorie ansehen, und es in das Stammbuch irgend einer reisenden Virtuosin hineinzeichnen. Es schien mir nehmlich damals, als habe die Natur ein tausendchörigtes Clavichord um uns herum gebaut, in dessen Saiten wir herum handthierten, ihre Töne und Akkorde für unsere eigne willkührlich

hervorgebrachte haltend und als würden wir oft zum Tode wund, ohne zu ahnden, daß der unharmonisch berührte Ton uns die Wunde schlug." „Sehr dunkel," sprach der Kapellmeister. „O," rief der Doktor lachend, „o nur Geduld, er wird gleich auf seinem Steckenpferde sitzen und gestreckten Gallops in die Welt der Ahnungen, Träume, psychischen Einflüsse, Sympathien, Idiosynkrasien u. s. w. hineinreiten, bis er auf der Station des Magnetismus absitzt und ein Frühstück nimmt." „Gemach gemach, mein weiser Doktor," sprach der reisende Enthusiast, schmäht nicht auf Dinge, die ihr, sträuben möcht Ihr Euch auch wie ihr wollt, doch mit Demuth anerkennen und höchlich beachten müßt. Habt Ihr es denn nicht selbst eben erst ausgesprochen, daß Bettina's Krankheit von psychischer Anregung herbeigeführt oder vielmehr nur ein psychisches Uebel ist? „Wie kommt," unterbrach der Doktor den Enthusiasten, „wie kommt aber Bettina mit dem unglückseeligen Schmetterling zusammen? „Wenn

man

man," fuhr der Enthusiast fort, „wenn man nun alles haarklein auseinander sieben soll, und jedes Körnchen beäugeln und bekucken, so wird das eine Arbeit, die selbst langweilig Langeweile verbreitet! — Laßt den Schmetterling im Clavichordkasten des Kapellmeister ruhen! — Uebrigens, sagt selbst, Kapellmeister! ist es nicht ein wahres Unglück, daß die hochheilige Musik ein integrirender Theil unserer Conversation geworden ist? Die herrlichsten Talente werden herabgezogen in das gemeine dürftige Leben! Statt daß sonst aus heiliger Ferne wie aus dem wunderbaren Himmelsreiche selbst, Ton und Gesang auf uns herniederstrahlte, hat man jetzt alles hübsch bey der Hand und man weiß genau, wie viel Tassen Thee die Sängerin oder wie viel Gläser Wein der Bassist trinken muß, um in die gehörige Tramontane zu kommen. Ich weiß wohl, daß es Vereine giebt, die ergriffen von dem wahren Geist der Musik sie untereinander mit wahrhafter Andacht üben, aber jene miserablen geschmückten, geschniegelten — doch ich

will mich nicht ärgern! — Als ich voriges Jahr hieher kam, war die arme Bettina gerade recht in der Mode — sie war, wie man sagt, recherchirt, es konnte kaum Thee getrunken werden ohne Zuthat einer spanischen Romanze, einer italiänischen Canzonetta oder auch wohl eines französischen Liedleins: Souvent l'amour etc. zu dem sich Bettina hergeben mußte. Ich fürchtete in der That, daß das gute Kind mit sammt ihrem herrlichen Talent untergehen würde in dem Meer von Theewasser, das man über sie ausschüttete, das geschah nun nicht, aber die Katastrophe trat ein." „Was für eine Katastrophe?" riefen Doktor und Kapellmeister. „Seht liebe Herren!" fuhr der Enthusiast fort, „eigentlich ist die arme Bettina — wie man so sagt, verwünscht oder verhext worden, und so hart es mir ankommt es zu bekennen, ich — ich selbst bin der Hexenmeister, der das böse Werk vollbracht hat, und nun gleich dem Zauberlehrling den Bann nicht zu lösen vermag." „Possen — Possen, und wir sitzen hier

und lassen uns mit der größten Ruhe von dem ironischen Bösewicht mystifiziren.“ So rief der Doktor, indem er aufsprang. „Aber zum Teufel die Katastrophe — die Katastrophe,“ schrie der Kapellmeister. „Ruhig ihr Herren,“ sprach der Enthusiast, „jetzt kommt eine Thatsache, die ich verbürgen kann, haltet übrigens meine Hexerei für Scherz, unerachtet es mir zuweilen recht schwer aufs Herz fällt, daß ich ohne Wissen und Willen einer unbekannten psychischen Kraft zum Medium des Entwickelns und Einwirkens auf Bettina gedient haben mag. Gleichsam als Leiter mein' ich, so wie in der elektrischen Reihe einer den andern ohne Selbstthätigkeit und eignen Willen prügelt.“ „Hop hop,“ rief der Doktor, „seht wie das Steckenpferd gar herrliche Courbetten verführt.“ „Aber die Geschichte — die Geschichte,“ schrie der Kapellmeister dazwischen! „Ihr erwähntet,“ fuhr der Enthusiast fort, „ihr erwähntet Kapellmeister schon zuvor, daß Bettina das letztemal, ehe sie die Stimme

verlor, in der katholischen Kirche sang. Erinnert Euch, daß dies am ersten Osterfeiertage vorigen Jahres geschah. Ihr hattet Euer schwarzes Ehrenkleid angethan und dirigirtet die herrliche Haydnsche Messe aus dem D Moll. In dem Sopran that sich ein Flor junger anmuthig gekleideter Mädchen auf, die zum Theil sangen, zum Theil auch nicht; unter ihnen stand Bettina, die mit wunderbar starker voller Stimme die kleinen Soli vortrug. Ihr wißt, daß ich mich im Tenor angestellt hatte, das Sanctus war eingetreten, ich fühlte die Schauer der tiefsten Andacht mich durchbeben, da rauschte es hinter mir störend, unwillkührlich drehte ich mich um, und erblickte zu meinem Erstaunen Bettina, die sich durch die Reihen der Spielenden und Singenden drängte um den Chor zu verlassen." „Sie wollen fort?" redete ich sie an. „Es ist die höchste Zeit," erwiederte sie sehr freundlich, „daß ich mich jetzt nach der *** Kirche begebe, um noch, wie ich versprochen, dort in einer Cantate

mitzusingen, auch muß ich noch Vormittag ein Paar Duetts probiren, die ich heute Abend in dem Singethee bei *** vortragen werde, dann ist Souper bei ***. Sie kommen doch hin? es werden ein Paar Chöre aus dem Händel'schen Messias und das erste Finale aus Figaro's Hochzeit gemacht." Während dieses Gesprächs erklangen die vollen Akkorde des Sanctus, und das Weihrauchopfer zog in blauen Wolken durch das hohe Gewölbe der Kirche. „Wissen Sie denn nicht," sprach ich, „daß es sündlich ist, daß es nicht straflos bleibt, wenn man während des Sanctus die Kirche verläßt? — Sie werden so bald nicht mehr in der Kirche singen!" — Es sollte Scherz seyn, aber ich weiß nicht, wie es kann, daß mit einemmal meine Worte so feierlich klangen. Bettina erblaßte und verließ schweigend die Kirche. Seit diesem Moment verlor sie die Stimme — Der Doktor hatte sich während der Zeit wieder gesetzt, und das Kinn auf den Stockknopf gestützt, er blieb stumm, aber

der Kapellmeister rief: „Wunderbar in der That, sehr wunderbar!“ „Eigentlich“ fuhr der Enthusiast fort, „eigentlich kam mir damals bei meinen Worten nichts bestimmtes in den Sinn und eben so wenig setzte ich Bettina's Stimmlosigkeit mit dem Vorfall in der Kirche nur in den mindesten Bezug. Erst jetzt, als ich wieder hieherkam und von Euch Doktor erfuhr, daß Bettina noch immer an der verdrießlichen Kränklichkeit leide, war es mir, als hätte ich schon damals an eine Geschichte gedacht, die ich vor mehreren Jahren in einem alten Buche las, und die ich Euch, da sie mir anmuthig und rührend scheint, mittheilen will.“ „Erzählen Sie,“ rief der Kapellmeister, „vielleicht liegt ein guter Stoff zu einer tüchtigen Oper darin.“ „Könnt' ihr,“ sprach der Doktor, „könnt' ihr, Kapellmeister, Träume — Ahnungen — magnetische Zustände in Musik setzen, so wird Euch geholfen, auf so was wird die Geschichte doch wieder herauslaufen.“ Ohne dem Doktor zu antworten räusperte sich

der reisende Enthusiast und fing mit erhabener Stimme an: „Unabsehbar breitete sich das Feldlager Isabellen's und Ferdinand's von Arragonien vor den Mauern von Granada aus.“ „Herr des Himmels und der Erden,“ unterbrach der Doktor den Erzähler, „das fängt an als wollt' es in neun Tagen und neun Nächten nicht endigen, und ich sitze hier und die Patienten lamentiren. Ich scheere mich den Teufel um Eure maurischen Geschichten, den Gonzalvo von Cordova habe ich gelesen, und Bettina's Seguidillas gehört, aber damit Basta, alles was recht ist — Gott befohlen!“ Schnell sprang der Doktor zur Thüre heraus, aber der Kapellmeister blieb ruhig sitzen, indem er sprach: „Es wird eine Geschichte aus den Kriegen der Mauren mit den Spaniern, wie ich merke, so was hätt' ich längst gar zu gern komponirt. — Gefechte — Tumult — Romanzen — Aufzüge — Cymbeln — Choräle — Trommeln und Pauken — ach Pauken! — Da wir nun einmal so zusammen sind, erzählen Sie,

liebenswürdiger Enthusiast, wer weiß, welches Saamenkorn die erwünschte Erzählung in mein Gemüth wirft und was für Riesenlilien daraus entsprießen." „Euch wird," erwiederte der Enthusiast, „Euch wird nun Kapellmeister! alles einmal gleich zur Oper und daher kommt es denn auch, daß die vernünftigen Leute, die die Musik behandeln wie einen starken Schnaps, den man nur dann und wann in kleinen Portionen genießt zur Magenstärkung, Euch manchmahl für toll halten. Doch erzählen will ich Euch, und keck möget ihr, wandelt Euch die Lust an, manchmal ein Paar Akkorde dazwischen werfen." — Schreiber dieses fühlt sich gedrungen, ehe er dem Enthusiasten die Erzählung nachschreibt, Dich günstigen Leser zu bitten, Du mögest ihm der Kürze halber zu Gute halten, wenn er den dazwischen anschlagenden Akkorden den Kapellmeister vorzeichnet. Statt also zu schreiben: Hier sprach der Kapellmeister, heißt es blos der Kapellmeister.

Unabsehbar breitete sich das Feldlager Isabellens und Ferdinand's von Arragonien vor den festen Mauern von Granada aus. Vergebens auf Hülfe hoffend, immer enger und enger eingeschlossen, verzagte der feige Boabdil und im bittern Hohn vom Volk, das ihn den kleinen König nannte, verspottet, fand er nur in den Opfern blutdürstiger Grausamkeit augenblicklichen Trost. Aber eben in dem Grade, wie die Muthlosigkeit und Verzweiflung täglich mehr Volk und Kriegsheer in Granada erfaßte, wurde lebendiger Siegeshoffnung und Kampfeslust im spanischen Lager. Es bedurfte keines Sturms. Ferdinand begnügte sich die Wälle zu beschießen, und die Ausfälle der Belagerten zurückzutreiben. Diese kleinen Gefechte glichen mehr frölichen Turnieren als ernsten Kämpfen und selbst der Tod der im Kampfe Gefallnen konnte die Gemüther nur erheben, da sie hochgefeiert im Gepränge des kirchlichen Cultus wie in der strahlenden Glorie des Märtyrthums für den Glauben erschienen.

Gleich nachdem Isabella in das Lager eingezogen, ließ sie in dessen Mitte ein hohes hölzernes Gebäude mit Thürmen aufführen, von deren Spitzen die Kreuzesfahne herabwehte. Das Innere wurde zum Kloster und zur Kirche eingerichtet, und Benediktiner-Nonnen zogen ein, täglichen Gottesdienst übend. Die Königin, von ihrem Gefolge, von ihren Rittern begleitet, jeden Morgen, die Messe zu hören, die ihr Beichtvater las, von dem Gesange der im Chor versammelten Nonnen unterstützt. Da begab es sich, daß Isabella an einem Morgen eine Stimme vernahm, die mit wunderbarem Glockenklang die andern Stimmen im Chor, übertönte. Der Gesang war anzuhören wie das siegende Schmettern einer Nachtigall, die, die Fürstin des Hains, dem jauchzenden Volk gebietet. Und doch war die Aussprache der Worte so fremdartig und selbst die sonderbare ganz eigenthümliche Art des Gesanges that kund, daß eine Sängerin des kirchlichen Styls noch ungewohnt, vielleicht zum ersten-

mahl das Amt singen müsse. Verwundert schaute Isabella um sich und bemerkte, daß ihr Gefolge von demselben Erstaunen ergriffen worden; doch ahnen mußte sie wohl, daß hier ein besonderes Abentheuer im Spiel seyn müsse, als ihr der tapfere Heerführer Aguillar, der sich eben im Gefolge befand, ihr in's Auge fiel. Im Betstuhl kniend, die Hände gefaltet, starrte er zum Gitter des Chors herauf, glühende inbrünstige Sehnsucht im düstern Auge. Als die Messe geendet war, begab sich Isabella nach Donna Maria's, der Priorin, Zimmern und frug nach der fremden Sängerin. „Wollet Euch o Königin,“ sprach Donna Maria, „wollet Euch erinnern, daß vor Mondesfrist Don Aguillar jenes Außenwerk zu überfallen und zu erobern gedachte, das mit einer herrlichen Terrasse geziert den Mauren zum Lustort dient. In jeder Nacht schallen die üppigen Gesänge der Heiden in unser Lager herüber wie verlockende Syrenenstimmen und eben deshalb wollte der tapfere

Aguillar das Nest der Sünde zerstören. Schon war das Werk genommen, schon wurden die gefangenen Weiber während des Gefechts abgeführt, als eine unvermuthete Verstärkung ihn tapferer Wehr unerachtet nöthigte, abzulassen und sich zurückzuziehen in das Lager. Der Feind wagte nicht ihn zu verfolgen und so kam es, daß die Gefangenen und reiche Beute sein blieben. Unter den gefangenen Weibern befand sich eine, deren trostloses Jammern, deren Verzweiflung Don Aguillar's Aufmerksamkeit erregte. Er nahte sich der Verschleierten mit freundlichen Worten, aber als hätte ihr Schmerz keine andere Sprache als Gesang, fing sie, nachdem sie auf der Zither, die ihr an einem goldnen Bande um den Hals hing, einige seltsame Akkorde gegriffen hatte, eine Romanze an, die in tiefaufseufzenden herzzerschneidenden Lauten die Trennung von dem Geliebten, von aller Lebensfreude klagte. Aguillar tief ergriffen von den wunderbaren Tönen, beschloß das Weib zurückbringen zu lassen nach

Granada; sie stürzte vor ihm nieder, indem sie den Schleier zurückschlug. Da rief Aguillar wie außer sich: Bist Du denn nicht Zulema, das Licht des Gesanges in Granada? — Zulema, die der Feldherr bei einer Sendung an Boabdil's Hof gesehen, deren wunderbarer Gesang seitdem tief in seiner Brust wiederhallte, war es wirklich. „Ich gebe Dir die Freiheit," rief Aguillar, aber da sprach der ehrwürdige Vater Agostino Sanchez, der das Kreuz in der Hand mitgezogen: „Erinnere Dich, Herr! daß Du, indem Du die Gefangene frei lässest, ihr großes Unrecht thust, da sie dem Götzendienst entrissen, vielleicht bei uns von der Gnade des Herrn erleuchtet, in den Schooß der Kirche zurückgekehrt wäre." Aguillar sprach, „Sie mag bei uns bleiben einen Monat hindurch und dann, fühlt sie sich nicht durchdrungen von dem Geist des Herrn, zurückgebracht werden nach Granada." So kam es, o Herrin! daß Zulema von uns in dem Kloster aufgenommen wurde. Anfangs über-

ließ sie sich ganz dem trostlosesten Schmerz und bald waren es wild und schauerlich tönende, bald tiefklagende Romanzen, mit denen sie das Kloster erfüllte, denn überall hörte man ihre durchdringende Glockenstimme. Es begab sich, daß wir einst um Mitternacht im Chor der Kirche versammelt waren und die Hora nach jener wundervollen heiligen Weise absangen, die der hohe Meister des Gesanges, Ferreras, uns lehrte. Ich bemerkte im Schein der Lichter Zulema in der offnen Pforte des Chors stehend und mit ernstem Blick still und andächtig hineinschauend; als wir Paarweise daherziehend den Chor verließen, kniete Zulema im Gange unfern eines Marienbildes. Den andern Tag sang sie keine Romanze, sondern blieb still und in sich gekehrt. Bald versuchte sie auf der tiefgestimmten Zither die Akkorde jenes Chorals, den wir in der Kirche gesungen, und dann fing sie an leise leise zu singen, ja selbst die Worte unsers Gesanges zu versuchen, die sie freilich wunderlich wie mit gebun-

dener Zunge aussprach. Ich merkte wohl, daß der Geist des Herrn mit milder tröstender Stimme im Gesange zu ihr gesprochen, und daß sich ihre Brust öffnen würde seiner Gnade, daher schickte ich Schwester Emanuela, die Meisterin des Chors, zu ihr, daß sie den glimmenden Funken anfache, und so geschah es, daß im heiligen Gesange der Kirche der Glaube in ihr entzündet wurde. Noch ist Zulema nicht durch die heilige Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen, aber vergönnt wurde es ihr unserm Chor sich beizugesellen, und so ihre wunderbare Stimme zur Glorie der Religion zu erheben. Die Königin wußte nun wohl, was in Aguillar's Innerm vorgegangen, als er auf Agostino's Einrede Zulema nicht zurücksandte nach Granada, sondern sie im Kloster aufnehmen ließ und um so mehr war sie erfreut über Zulema's Bekehrung zum wahren Glauben. Nach wenigen Tagen wurde Zulema getauft und erhielt den Namen Julia. Die Königin selbst, der Marquis

ließ sie sich ganz dem trostlosesten Schmerz und bald waren es wild und schauerlich tönende, bald tiefklagende Romanzen, mit denen sie das Kloster erfüllte, denn überall hörte man ihre durchdringende Glockenstimme. Es begab sich, daß wir einst um Mitternacht im Chor der Kirche versammelt waren und die Hora nach jener wundervollen heiligen Weise absangen, die der hohe Meister des Gesanges, Ferreras, uns lehrte. Ich bemerkte im Schein der Lichter Zulema in der offnen Pforte des Chors stehend und mit ernstem Blick still und andächtig hineinschauend; als wir Paarweise daherziehend den Chor verließen, kniete Zulema im Gange unfern eines Marienbildes. Den andern Tag sang sie keine Romanze, sondern blieb still und in sich gekehrt. Bald versuchte sie auf der tiefgestimmten Zither die Akkorde jenes Chorals, den wir in der Kirche gesungen, und dann fing sie an leise leise zu singen, ja selbst die Worte unsers Gesanges zu versuchen, die sie freilich wunderlich wie mit gebun-

dener Zunge aussprach. Ich merkte wohl, daß der Geist des Herrn mit milder tröstender Stimme im Gesange zu ihr gesprochen, und daß sich ihre Brust öffnen würde seiner Gnade, daher schickte ich Schwester Emanuela, die Meisterin des Chors, zu ihr, daß sie den glimmenden Funken anfache, und so geschah es, daß im heiligen Gesange der Kirche der Glaube in ihr entzündet wurde. Noch ist Zulema nicht durch die heilige Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen, aber vergönnt wurde es ihr unserm Chor sich beizugesellen, und so ihre wunderbare Stimme zur Glorie der Religion zu erheben. Die Königin wußte nun wohl, was in Aguillar's Innerm vorgegangen, als er auf Agostino's Einrede Zulema nicht zurücksandte nach Granada, sondern sie im Kloster aufnehmen ließ und um so mehr war sie erfreut über Zulema's Bekehrung zum wahren Glauben. Nach wenigen Tagen wurde Zulema getauft und erhielt den Namen Julia. Die Königin selbst, der Marquis

von Cadix, Heinrich von Gusman, die Feldherren Mendoza, Villena, waren die Zeugen des heiligen Akts. Man hätte glauben sollen, daß Julia's Gesang nun noch inniger und wahrer die Herrlichkeit des Glaubens hätte verkünden müssen und so geschah es auch wirklich eine kurze Zeit hindurch, indessen bemerkte Emanuela bald, daß Julia oft auf seltsame Weise von dem Choral abwich, fremdartige Töne einmischend. Oft hallte urplötzlich der dumpfe Klang einer tiefgestimmten Zither durch den Chor. Der Ton glich dem Nachklingen vom Sturm durchrauschter Saiten. Dann wurde Julia unruhig und es geschah sogar, daß sie wie willkührlos in den lateinischen Hymnus ein mohrisches Wort einwarf. Emanuela warnte die Neubekehrte, standhaft zu widerstehen dem Feinde, aber leichtsinnig achtete Julia dessen nicht und zum Aergerniß der Schwestern sang sie oft, wenn eben die ernsten heiligen Choräle des alten Ferreras erklungen, tändelnde mohrische Liebeslieder zur Zither,

die sie wieder hoch gestimmt hatte. Sonderbarer Weise klangen jetzt die Zithertöne, die oft durch den Chor sausten, auch hoch und recht widrig beynahe wie das gellende Gepfeife der kleinen mohrischen Flöten.

Der Kapellmeister. Flauti piccoli — Oktavflötchen. Aber, mein Bester, noch bis jetzt nichts, gar nichts für die Oper — keine Exposition und das ist immer die Hauptsache, doch mit der tiefen und hohen Stimmung der Zither, das hat mich angeregt. Glaubt ihr nicht, daß der Teufel ein Tenorist ist? Er ist falsch wie — der Teufel, und daher macht er alles im Falset!

Der Enthusiast. Gott im Himmel! — ihr werdet von Tage zu Tage witziger, Kapellmeister! Aber ihr habt Recht, lassen wir dem teuflischen Prinzip alles überhohe unnatürliche Gepfeife, Gequieke ꝛc. Doch weiter fort in der Erzählung, die mir eigentlich blutsauer wird, weil ich jeden Augenblick Gefahr laufe, über irgend

einen wohl zu beachtenden Moment wegzuspringen.

Es begab sich, daß die Königin, begleitet von den edlen Feldherren des Lagers, nach der Kirche der Benediktiner-Nonnen schritt, um wie gewöhnlich die Messe zu hören. Vor der Pforte lag ein elender zerlumpter Bettler, die Trabanten wollten ihn fortschaffen, doch halb erhoben riß er sich wieder los und warf sich heulend nieder, so daß er die Königin berührte. Ergrimmt sprang Aguillar hervor und wollte den Elenden mit dem Fuße fortstoßen. Der richtete sich aber mit halbem Leibe gegen ihn empor und schrie: „Tritt die Schlange — tritt die Schlange, sie wird dich stechen zum Tode!“ und dazu griff er in die Saiten der unter den Lumpen versteckten Zither, daß sie im gellenden widrig pfeifenden Tone zerrissen und alle von unheimlichem Grauen ergriffen, zurückbebten. Die Trabanten schafften das widrige Gespenst fort und es hieß: der Mensch sey ein gefangener wahnsinniger Mohr, der aber

durch seine tollen Späße und durch sein verwunderliches Zitherspiel die Soldaten im Lager belustige. Die Königin trat ein und das Amt begann. Die Schwestern im Chor intonirten das Sanctus, eben sollte Julia mit mächtiger Stimme wie sonst eintreten: Pleni sunt coeli gloria tua, da ging ein gellender Zitherton durch den Chor, Julia schlug schnell das Blatt zusammen und wollte den Chor verlassen. „Was beginnst du?“ rief Emanuela, O! sagte Julia, hörst du denn nicht die prächtigen Töne des Meisters? — dort bey ihm, mit ihm muß ich singen! damit eilte Julia nach der Thüre, aber Emanuela sprach mit sehr ernster feierlicher Stimme: Sünderin, die du den Dienst des Herrn entweihst, da du mit dem Munde sein Lob verkündest und im Herzen weltliche Gedanken trägst, flieh von hinnen, gebrochen ist die Kraft des Gesanges in dir, verstummt sind die wunderbaren Laute in deiner Brust die der Geist des Herrn entzündet!“ — Von Emanuela's Wor-

ten wie vom Blitz getroffen, schwankte Julia fort. — Eben wollten die Nonnen zur Nachtzeit sich versammeln, um die Hora zu singen, als ein dicker Qualm schnell die ganze Kirche erfüllte. Bald darauf drangen die Flammen zischend und prasselnd durch die Wände des Nebengebäudes und erfaßten das Kloster. Mit Mühe gelang es den Nonnen ihr Leben zu retten, Trompeten und Hörner schmetterten durch das Lager, aus dem ersten Schlaf taumelten die Soldaten auf; man sah den Feldherrn Aguillar mit versengtem Haar, mit halbverbrannten Kleidern aus dem Kloster stürzen, er hatte Julia, die man vermißte, vergebens zu retten gesucht, keine Spur von ihr war zu finden. Fruchtlos blieb der Kampf gegen das Feuer, das von dem Sturm, der sich erhoben, angefacht, immer mehr um sich griff: in kurzer Zeit lag Isabellens ganzes reiches herrliches Lager in Asche. Die Mauren im Vertrauen, daß der Christen Unglück ihnen Sieg bringen würde, wagten mit einer bedeuten-

den Macht einen Ausfall, glänzender war aber für die Waffen der Spanier nie ein Kampf gewesen, als eben dieser, und als sie unter dem jauchzenden Schall der Trompeten sieggekrönt in ihre Verschanzungen zurückzogen, da bestieg die Königin Isabella den Thron, den man im Freyen errichtet hatte und verordnete, daß an der Stelle des abgebrannten Lagers eine Stadt gebaut werde! Zeigen sollte dies den Mauren in Granada, daß niemals die Belagerung aufgehoben werden würde.

Der Kapellmeister. Dürfte man sich nur mit geistlichen Dingen auf das Theater wagen, hat man nicht schon seine Noth mit dem lieben Publikum, wenn man hie und da ein bischen Choral anbringt. Sonst wär' die Julia gar keine üble Partie. Denkt Euch den doppelten Styl, in welchem sie glänzen kann, erst die Romanzen, dann die Kirchengesänge. Einige allerliebste spanische und mohrische Lieder hab' ich bereits fertig, auch ist der Sieges-Marsch der

Spanier gar nicht übel, so wie ich das Gebot der Königin melodramatisch zu behandeln Willens bin, wie indessen das Ganze sich zusammenfügen soll, das weiß der Himmel! — Aber erzählt weiter, kommen wir wieder auf Julia, die hoffentlich nicht verbrannt seyn wird.

Der Enthusiast. Denkt Euch, liebster Kapellmeister, daß jene Stadt, die die Spanier in ein und zwanzig Tagen aufbauten und mit Mauern umgaben, eben das heute noch stehende Santa Fe ist. Doch indem ich das Wort so unmittelbar an Euch richte, falle ich aus dem feierlichen Ton, der allein sich zu dem feierlichen Stoffe paßt. Ich wollte Ihr spieltet eins von Palestrina's Responsorien, die dort auf dem Pult des Fortepiano's aufgeschlagen liegen.

Der Kapellmeister that es und hierauf fuhr der reisende Enthusiast also fort:

Die Mauren unterließen nicht, die Spanier während des Aufbaues ihrer Stadt auf mannigfache Weise zu beunruhigen, die Verzweiflung

trieb sie zur verwogensten Kühnheit und so wurden die Gefechte ernster als jemals. Aguillar hatte einst ein maurisches Geschwader, das die spanischen Vorwachen überfallen, bis in die Mauern von Granada zurück getrieben. Er kehrte mit seinen Reitern zurück, und hielt unfern den ersten Verschanzungen bey einem Myrthenwäldchen, sein Gefolge fortschickend, um so ernstem Gedanken und wehmüthiger Erinnerung sich mit ganzem Gemüth hingeben zu können. Julia's Bild stand lebendig vor seines Geistes Augen. Schon während des Gefechts hörte er ihre Stimme bald drohend bald klagend ertönen und auch jetzt war es ihm als säusle ein seltsamer Gesang, halb mohrisches Lied halb christlicher Kirchen-Gesang, durch die dunklen Myrthen. Da rauschte plötzlich ein mohrischer Ritter im silbernen Schuppenharnisch auf leichtem arabischen Pferde aus dem Walde hervor und gleich sauste auch der geworfene Speer dicht bey Aguillars Haupt vorbey. Er wollte mit gezogenem Schwert auf den Feind

losstürzen, als der zweyte Speer flog und seinem Pferde tief in der Brust stecken blieb, daß es sich vor Wuth und Schmerz hoch emporbäumte und Aguillar sich schnell von der Seite herabschwingen mußte, um schwerem Falle nicht zu erliegen. Der Mohr war herangesprengt und hieb herab mit der Sichelklinge nach Aguillars entblößtem Haupt. Aber geschickt parirte Aguillar den Todesstreich und hieb so gewaltig nach, daß der Mohr sich nur rettete, indem er tief vom Pferde niedertauchte. In demselben Augenblick drängte sich des Mohren Pferd dicht an Aguillar, so daß er keinen zweyten Hieb führen konnte, der Mohr riß seinen Dolch hervor, aber noch ehe er zustoßen konnte, hatte ihn Aguillar mit Riesenstärke erfaßt, vom Pferde heruntergezogen und ringend zu Boden geworfen. Er kniete auf des Mohren Brust und indem er mit der linken Faust des Mohren rechten Arm so gewaltig gepackt hatte, daß er regungslos blieb, zog er seinen Dolch. Schon hatte er den Arm erhoben,

um des Mohren Kehle zu durchstoßen, als dieser tief aufseufzte: Zulema! — Zur Bildsäule erstarrt vermochte Aguillar nicht die That zu vollenden. „Unseliger," rief er, „welch' einen Namen nanntest du? „ Stoße zu, stöhnte der Mohr, stoße zu, du tödtest den, der dir Tod und Verderben geschworen hat. Ja! wisse, verrätherischer Christ, wisse, daß es Hichem der letzte des Stammes Alhamar ist, dem du Zulema raubtest! — Wisse, daß jener zerlumpte Bettler, der mit den Gebehrden des Wahnsinns in eurem Lager umherschlich, Hichem war, wisse daß es mir gelang, das dunkle Gefängniß, in dem ihr Verruchte das Licht meiner Gedanken eingeschlossen, anzuzünden, und Zulema zu retten. — „Zulema — Julia lebt?" rief Aguillar. Da lachte Hichem gellend auf im grausigen Hohn: Ja sie lebt, aber Euer blutiges dornengekröntes Götzenbild hat mit fluchwürdigem Zauber sie befangen und die düftende glühende Blume des Lebens eingehüllt in die Leichentücher der wahn-

sinnigen Weiber, die ihr Bräute Eures Götzen nennt. Wisse, daß Ton und Gesang in ihrer Brust wie angeweht vom giftigen Hauch des Samums erstorben ist. Dahin ist alle Lust des Lebens mit Zulema's süßen Liedern, darum tödte mich — tödte mich, da ich nicht Rache zu nehmen vermag an dir, der du mir schon mehr als mein Leben entrissest." Aguillar ließ ab von Hichem und erhob sich, sein Schwert von dem Boden aufnehmend langsam. „Hichem," sprach er: „Zulema, die in heiliger Taufe den Namen Julia empfing, wurde meine Gefangene im ehrlichen offenen Kampf. Erleuchtet von der Gnade des Herrn, entsagte sie Mahoms schnödem Dienst und was du verblendeter Mohr bösen Zauber eines Götzenbildes nennst, war nur die Versuchung des Bösen, dem sie nicht zu widerstehen vermochte. Nennst du Zulema deine Geliebte, so sey Julia, die zum Glauben bekehrte, die Dame meiner Gedanken, und sie im Herzen, zur Glorie des wahren Glaubens will

ich gegen dich bestehen im wackern Kampf. Nimm deine Waffen und falle gegen mich aus wie du willst nach deiner Sitte." Schnell ergriff Hichem Schwert und Tartsche, aber auf Aguillar losrennend, wankte er laut aufbrüllend zurück, warf sich auf das Pferd, das neben ihm stehen geblieben und sprengte gestreckten Galopps davon. Aguillar wußte nicht was das zu bedeuten haben könnte, aber in dem Augenblick stand der ehrwürdige Greis Agostino Sanchez hinter ihm und sprach sanft lächelnd: Fürchtet Hichem mich oder den Herrn, der in mir wohnt und dessen Liebe er verschmäht? Aguillar erzählte alles was er von Julia vernommen und beyde erinnerten sich nun wohl an die prophetischen Worte Emanuela's, als Julia verlockt von Hichems Zithertönen alle Andacht im Innern ertödtend, den Chor während des Sanctus verließ.

Der Kapellmeister. Ich denke an keine Oper mehr, aber das Gefecht zwischen dem Moh-

ren Hichem im Schuppenharnisch und dem Feldherrn Aguillar ging mir auf in Musik. — Hol' es der Teufel! — wie kann man nun besser gegen einander ausfallen lassen als es Mozart im Don Giovanni gethan hat. Ihr wißt doch — in der ersten —

Der reisende Enthusiast. Still Kapellmeister! Ich werde nun meiner schon zu langen Erzählung den letzten Ruck geben. Noch allerley kommt vor, und es ist nöthig die Gedanken zusammen zu halten, um so mehr, da ich immer dabey an Bettina denke, welches mich nicht wenig verwirrt. Vorzüglich möcht' ich gar nicht, daß sie jemals etwas von meiner spanischen Geschichte erführe und doch ist es mir so, als wenn sie dort an jener Thüre lauschte, welches natürlicher Weise pure Einbildung seyn muß. Also weiter. —

Immer und immer geschlagen in allen Gefechten, von der täglich-stündlich zunehmenden Hungersnoth gedrückt, sahen sich die Mauren

endlich genöthigt, zu kapituliren und im festlichen Gepränge unter dem Donner des Geschützes zogen Ferdinand und Isabella in Granada ein. Priester hatten die große Moschee eingeweiht zur Cathedrale und dorthin ging der Zug, um in andächtiger Messe, im feyerlichen Te deum laudamus dem Herrn der Heerschaaren zu danken für den glorreichen Sieg über die Diener Mahoms, des falschen Propheten. Man kannte die nur mühsam unterdrückte, immer neu aufgeifernde Wuth der Mohren und daher deckten Truppenabtheilungen, die durch entferntere Straßen schlagfertig zogen, die durch die Hauptstraße sich bewegende Procession. So geschah es, daß Aguillar an der Spitze einer Abtheilung Fußvolks eben auf entfernterem Wege sich nach der Cathedrale, wo das Amt schon begonnen, begeben wollte, als er sich plötzlich durch einen Pfeilschuß an der linken Schulter verwundet fühlte. In demselben Augenblick stürzte ein Haufen Mohren aus einem dunkeln Bogengange hervor, und

überfiel die Christen mit verzweifelnder Wuth. Hichem an der Spitze rannte gegen Aguillar an, dieser nur leicht verletzt, kaum den Schmerz der Wunde fühlend, parirte geschickt den gewaltigen Hieb und in demselben Augenblick lag auch Hichem mit gespaltenem Kopf zu seinen Füßen. Die Spanier drangen wüthend ein auf die verrätherischen Mohren, die bald heulend flohen und sich in ein steinernes Haus warfen, dessen Thor sie schnell verschlossen. Die Spanier stürmten heran, aber da regnete es Pfeile aus den Fenstern, Aguillar befahl Feuerbrände hinein zu werfen. Schon loderten die Flammen aus dem Dache hoch auf, als durch den Donner des Geschützes eine wunderbare Stimme aus dem brennenden Gebäude erklang: Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth. Julia — Julia! rief Aguillar in trostlosem Schmerz, da öfneten sich die Pforten, und Julia im Gewande der Benedictiner-Nonne trat hervor mit starker Stimme singend: — Sanctus — Sanctus Dominus

deus

deus Sabaoth, hinter ihr zogen die Mohren in gebeugter Stellung die Hände auf der Brust zum Kreuz verschränkt. Erstaunt wichen die Spanier zurück und durch ihre Reihen zog Julia mit den Mohren nach der Cathedrale — hineintretend intonirte sie das: Benedictus qui venit in nomine domini. Unwillkührlich, als komme die Heilige vom Himmel gesendet, Heiliges zu verkünden den Gesegneten des Herrn, beugte das Volk die Knie. Festen Schrittes, den verklärten Blick gen Himmel gerichtet, trat Julia vor den Hochaltar zwischen Ferdinand und Isabellen, das Amt singend und die heiligen Gebräuche mit inbrünstiger Andacht übend. Bey den letzten Lauten des: Dona nobis pacem, sank Julia entseelt der Königin in die Arme. Alle Mohren, die ihr gefolgt, empfingen, zum Glauben bekehrt, selbigen Tages die heilige Taufe.

So hatte der Enthusiast seine Geschichte geendet, als der Doktor mit vielem Geräusch eintrat, heftig mit dem Stock auf die Erde stieß und zor-

nig schrie: „da sitzen sie noch und erzählen sich tolle fantastische Geschichten ohne Rücksicht auf Nachbarschaft und machen die Leute kränker.“ — „Was ist denn nun wieder geschehen, mein Werthester,“ sprach der Kapellmeister ganz erschrocken. „Ich weiß es recht gut,“ fiel der Enthusiast ganz gelassen ein. „Nichts mehr und nichts weniger, als daß Bettina uns stark reden gehört hat, dort ins Cabinet gegangen ist und alles weiß.“ „Das habt ihr nun,“ sprudelte der Doktor, „von Euren verdammten lügenhaften Geschichten, wahnsinniger Enthusiast, daß ihr reizbare Gemüther vergiftet — ruinirt, mit Eurem tollen Zeuge; aber ich werde Euch das Handwerk legen.“ — „Herrlicher Doktor!“ unterbrach der Enthusiast den Zornigen, „ereifert Euch nicht und bedenkt, daß Bettina's psychische Krankheit psychische Mittel erfordert und daß vielleicht meine Geschichte“ — „Still still“ fiel der Doktor ganz gelassen ein, „ich weiß schon, was ihr sagen wollt.“ — „Zu einer Oper taugt es nicht, aber sonst gab es darin einige sonderbar

klingende Akkorde." So murmelte der Kapellmeister, indem er den Hut ergriff und den Freunden folgte.

Als drey Monat darauf der reisende Enthusiast der gesundeten Bettina, die mit herrlicher Glocken-Stimme Pergoleses Stabat mater (jedoch nicht in der Kirche, sondern im mäßig großen Zimmer) gesungen hatte, voll Freude und andächtigen Entzückens die Hand küßte, sprach sie: „Ein Hexenmeister sind Sie gerade nicht, aber zuweilen etwas widerhaarigter Natur," „wie alle Enthusiasten," setzte der Kapellmeister hinzu.

P. J. 999

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, E. T. A.,

Nachtstücke

Bd.: Erster Theil.

Berlin 1817

Res/P.o.germ. 641 ln-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10924904-6